Das Deutsche Mädel

Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.

JAHRGANG 1936

M A I H E F T

PREIS 20 PFENNIG

Der Inhalt

HAUPTSCHRIFTLEITERIN: HILDE MUNSKE, REICHSJUGENDFÜHRUNG, BERLIN NW 40, KRONPRINZEN-UFER 10
VERLAG, ANZEIGEN- UND VERTRIEBSABTEILUNG: HANNOVER, GEORGSTRASSE 33

Das Deutsche Mädel

Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.

Eine gesunde und frohe Jugend

Neue Fahrten – Neue Lager
Unsere Sommerarbeit 1936

Fahrt und Lager werden in Kürze wieder das Leben unseres Mädelbundes bestimmen. Wieder werden Tausende und aber Tausende von Mädeln hineingeführt in die Schönheit ihrer Heimat, werden sich darüber hinaus die Weite des Deutschen Reiches erwandern. So leben und erleben sie ihre Kameradschaft, erleben sie Land und Menschen; so werden sie geformt und geschult für ihre Aufgabe: Wach und bereit in der Gemeinschaft, in ihrem Volke zu stehen.

Wieder werden in allen Teilen des Reiches, werden überall an den Grenzen unsere Zelte erstehen. Wieder werden Tausende, die sonst keine Freizeit erhielten, in unseren Lagern Ausspannung und Erholung, Anregung und Ertüchtigung für ihre kommende Arbeit finden; denn die sozialistische Haltung des neuen Staates kommt nicht nur in dem Gemeinschaftserleben des ersten Maitages zum Ausdruck, sondern bekundet sich tausendfältig still im Leben und Alltag der Werktätigen.

Wer einmal in einem dieser Freizeitlager weilte, wer sah, wie das Mädel der Großstadt, die Jungarbeiterin des Betriebes Kameradschaft, Lagerleben, Wald und Feld und das Frei-sein-dürfen erlebte, der nur kann den wahren Wert dieser Lager ermessen. So gilt denn mit Recht die Hauptarbeit der nationalsozialistischen Mädelorganisation in diesem Sommer auch wieder den Freizeit- und Ferienlagern, die wie im vergangenen Jahr, mit Hilfe der NS-Volkswohlfahrt in allen Obergauen des Reiches durchgeführt werden sollen.

Ein gesunde und frohe Jugend soll nach dem Willen des Führers in Deutschland heranwachsen. Fahrt, Lager und Sport dienen in erster Linie diesem Ziel. Eindringlicher und bewußter aber noch als die wandernden Gruppen, als die Straffheit einer Lagererziehung werden auch in diesem Jahr wieder überall im Reiche die Untergau-Sportfeste des BDM zu den Außenstehenden sprechen, sie unterrichten und überzeugen von dem großen und für das Volksganze so wesentlichen Fortschritt in der Körperertüchtigungsarbeit des BDM.

So werden in diesem Sommer die alten Aufgabengebiete in harter, unablässiger Arbeit vertieft; darüber hinaus aber müssen neue, für die nationalsozialistische Gesamterziehung wesentliche Ziele in Angriff genommen werden. Im ganzen Reich ist in den letzten Wochen noch einmal an die Zehn- bis Vierzehnjährigen der Ruf ergangen, sich einzureihen in die Jugend des Führers, Dienst zu tun, an sich zu arbeiten, sich vorzubereiten und zu ertüchtigen für die Aufgaben, die jedem Glied des Volkes gestellt sind.

Alle neu aufgenommenen zehn- bis vierzehnjährigen Mädel werden in diesem Sommer somit zum ersten Male in umfassender Weise von der Zucht und Haltung, von der Einsatzbereitschaft der nationalsozialistischen Jugend erfaßt und geformt. Sorgfältige Schulung und eine Erweiterung der Führerinnenschaft werden die Gewähr dafür geben, daß im Herbst dieses Jahres auch die Letzten der Jahrgänge 1921 bis 1925 in die Jungmädelschaft aufgenommen werden können, um nach den Grundgedanken der Hitler-Jugend ausgerichtet zu werden.

Alle Arbeit und aller Einsatz der Jugend gilt somit nur dem einen Ziel: jeden deutschen Jungen, jedes deutsche Mädel immer stärker hineinzuführen in das nationalsozialistische Gedankengut, damit von Generation zu Generation die Gemeinschaft des Volkes immer fester und klarer und selbstverständlicher werde.

Ausdruck dieser Gemeinschaft, die kein Hindernis, keine Trennung duldet, sind unsere Lager, sind unsere Führerinnenschulen, sind unsere Fahrten. Sie prüfen und formen den Menschen, gleich welcher Herkunft, welcher Konfession, welchen Berufes; und wenn vor kurzem von der Reichsjugendführung schlagartig überall im Reiche BDM-Haushaltungsschulen eröffnet wurden, so ist das ein neuer Beweis des Gemeinschaftswillens des deutschen Mädels.

Es ist zugleich aber auch eine erneute nachdrückliche Absage an ein in Töchterheimen und in einseitig durch Stand und Konfession bestimmten Pensionaten gestaltetes Mädchenideal; es ist ein erneutes Bekennen und Versprechen für den nationalsozialistischen Staat: Eine gesunde und frohe, im Leben und im Volke stehende Mädelgeneration zu formen.

Mit Spessartbäumen auf dem Main

Wir hatten sie alle gekannt, diese hohen, schlankgewachsenen Bäume, wie sie noch droben über unserem Walddorfe standen. Wir hatten ihre Aeste leise rauschen hören, wenn der Wind in ihnen spielte, und kannten ihr drohendes Stöhnen, wenn der Sturm schwarze Wolkenfetzen über unsere weiten Wälder jagte.

Da waren unsere Väter hinaufgegangen zu dem Waldhang und hatten die besten Bäume aus ihm geschlagen. Wir waren mit dabei und sahen, wie das weiße Holz splitterte unter den wuchtigen, hellen Axthieben und hörten das Lied der großen, breiten Säge, bis sich dann ein Baum nach dem anderen ächzend und krachend vornüberneigte und mit dumpfem Ton am Boden aufschlug.

Wie in jedem Frühjahr kamen die Flößer, maßen und berechneten und gaben Anweisungen zum Abtransport hinunter an den Main. Den ältesten von ihnen, den wir schon seit langem kannten, hatten wir neugierig gefragt, wohin sie denn unsere Bäume brächten. Er hatte sich zu uns gesetzt auf einen der gefällten Stämme und hatte uns von den Flößen erzählt, die auf dem Main und dann auf dem Rhein schwimmen würden.

Von Bergen und Burgen sprach er, von Dörfern, die wir nicht kannten, von Bergwerken und großen Städten mit immer rauchenden Fabrikschloten und von mächtigen Schiffen im Hafen am Meer.

„Ein Stück nur möchte man mitdürfen mit unseren Bäumen", meint da eine von uns. — Der alte Flößer nickte dazu. „An mir soll's nicht liegen, wenn es euch nicht zu unbequem ist auf dem Floß . . . in einer Woche flößen wir wieder . . . wenn ihr Luft habt, mitzukommen für ein paar Tage . . ."

Und ob wir Luft hatten! — Acht Tage rüsteten wir. Gespannt standen wir alle, als unsere Gruppenkasse „Für besondere Fälle" geöffnet wurde. So schwer war sie, daß wir uns längst selbst für Großkapitalisten gehalten hätten, hätten wir nicht ganz genau gewußt, daß der Inhalt fast nur aus roten Pfennigen bestand.

Als wir dann am Mainufer standen und unsere schweren „Affen" zum ersten der drei Flöße hinüberwarfen und dann selbst einen Sprung machten von dem weichen Ufer zu den fest zusammengefügten Stämmen, da war es das schönste Frühlingswetter mit lauem Wind und viel, viel Sonne.

Lieder über Lieder sangen wir in diesen Tagen und grüßten unsere Dörfer und unsere waldigen Berge an den Ufern, bis die Gegend immer fremder für uns wurde, denn weit waren alle noch nicht gekommen in ihrem Leben.

Ständig wechselte das Bild an den Ufern, neue Dörfer tauchten auf, und andere Berge schoben sich vor. Nur eines blieb immer das Gleiche: das glitzernde schimmernde Wasserband des Mains.

Schiffe überholten uns und Dampfer schafften sich mainaufwärts. Flößer und Schiffer grüßten hinüber und herüber, und uns Mädeln rief man freundliche Worte zu.

Es war so fein, wenn die Wellen eines vorbeikommenden Schiffes um die Wette zu uns herübersprangen und übermütig zu unseren nackten Füßen auf das Floß hüpften. Wir hätten dann immer am liebsten wild mitgetollt, hätten wir dem Flößer nicht versprochen gehabt, daß wir ganz brav und ruhig sein wollten während der Fahrt.

Die beiden Flößer gingen wieder und wieder am Rande des Floßes entlang und stemmten ihre langen Stangen gegen den kiesigen Grund des Flußbettes, um das Floß so im rechten Fahrwasser zu halten . . . Dazwischen saßen sie bei uns vor der Flößerhütte, und wir wurden nie müde, ihren Erzählungen zuzuhören. Da beneideten wir immer wieder aufs neue unsere Spessartbäume um ihre große Reise, die hinaufgehen sollte bis ans Meer und vielleicht noch weiter, viel, viel weiter. —



Aufnahme: Retzlaff

Die Spessartberge lagen längst hinter uns, als wir Abschied nahmen von den Flößern und unserem Floß. Von hier aus ging es zu Fuß wieder heimwärts . . . Ganz eigenartig war uns zumute. Wir wußten nicht, was stärker in uns war: der große Wunsch, weiter mitzukommen mit unseren massigen Stämmen, die in die weite Ferne trieben, oder die Freude, daß wir uns nun wieder einen Heimweg suchen konnten durch die fremde Gegend, zurück zu unserem Dorf, mitten in dem lebendigen, immer rauschenden Wald, der so mächtig ist, daß er es selbst nicht spürt, wie Jahr um Jahr unzählige von seinen Stämmen mainabwärts treiben. Ein Frankenmädel.

De gröne Keerl

Ihr seid vielleicht auch schon einmal auf einer eurer Fahrten in der kleinen Hafenstadt an der Nordsee gewesen. Ich habe ihren Namen wieder vergessen. Irgend etwas mit . . . büld am Ende war es. Aber ihr werdet euch sicherlich gleich erinnern, wenn ich euch sage, daß auf dem Platz dicht bei dem Tor mit den dicken Mauern und den kleinen hohen Fenstern ein kleiner, ganz mit grünem Moos bewachsener Brunnen steht. Gleich links, wenn ihr von Norden durch das Backsteintor hereingekommen seid.

Ihr könnt, wenn ihr näher herangeht, durch eine schmale Gasse zwischen den Häusern ein Stück vom Hafen sehen mit seinen roten und weißen Segeln, ein Stück vom weiten und herrlichen Meer. Bei Regenwetter kommt auch der Hafengeruch bis hierher. Es riecht dann nach Teer, Seewasserfischen, Holz und Rauch. Es ist jener Geruch, der immer und immer wieder die Sehnsucht weckt nach großer Fahrt und nach der Ferne . . .

Es ist auch möglich, daß ihr genau wie ich öfter zu dem Platz hingegangen seid, und dann habt ihr euch wohl auch den Brunnen etwas genauer angesehen. Dort steht nämlich zwischen all dem grünen Gewächs, ganz grün bewachsen, ein dicker kleiner Mann aus Stein, fast wie ein Gnom sieht er aus.

Der Brunnen ist schon lange nicht mehr in Gebrauch. Höchstens setzen sich abends ein paar alte Leute, die in der Nähe wohnen, und denen der Weg zum Hafen schon zu beschwerlich ist, zu einem kurzen „Klönsnack“ auf seinem steinernen Rand zusammen.

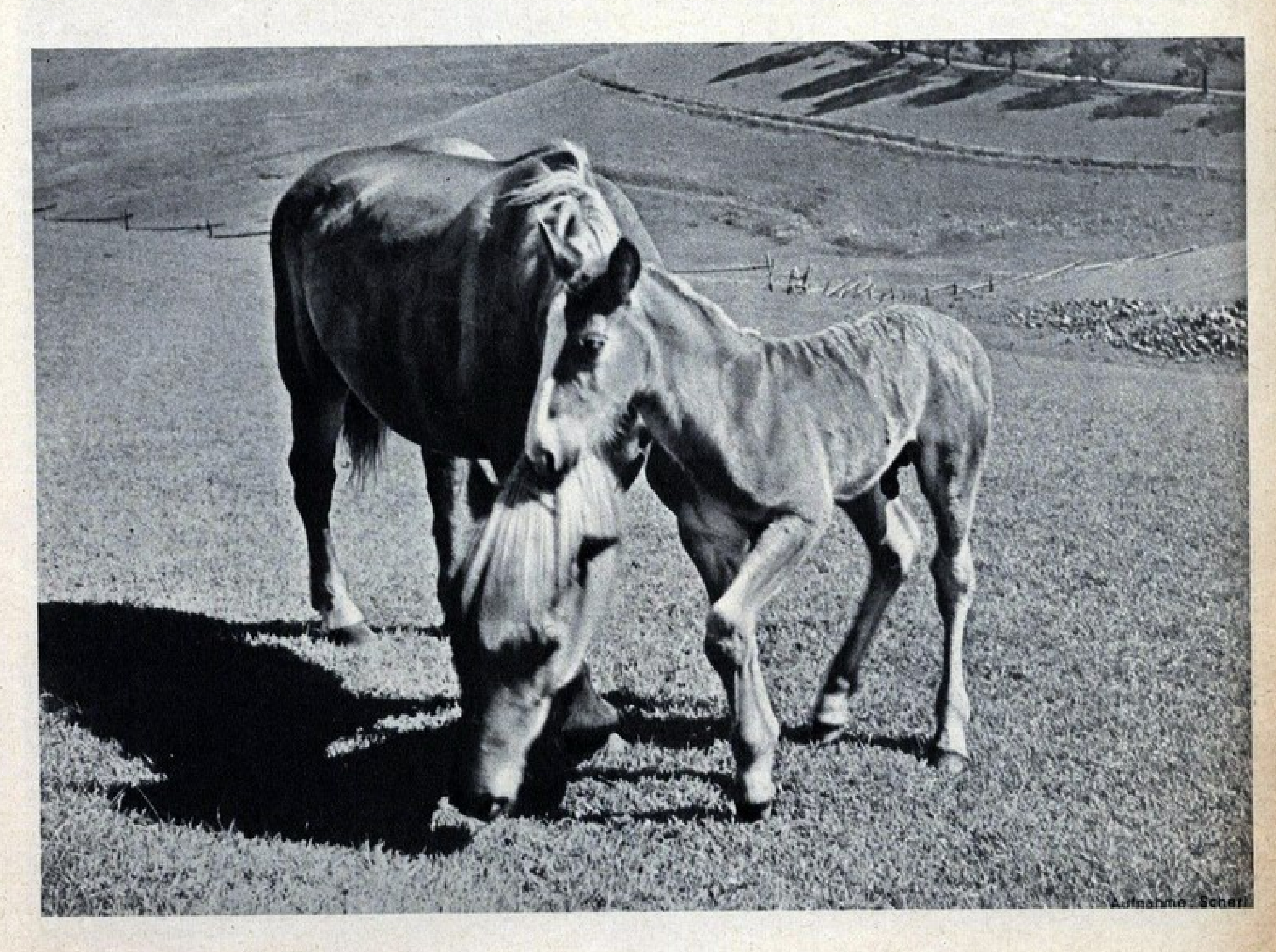
Unten am Hafen bei dem jungen Volk geht es abends immer lustig zu bei Scherz und Musik. Zu den Alten dringen nur die verwehten Klänge. Aber manchmal ist es doch besser, dort am Nordertor zu sitzen. Man hört dann allerlei von den Zeiten, wo noch die Frauen und Mädchen abends hier an diesem Brunnen Wasser holten. Lange, lange Jahre schon ist es her.

Die meisten Leute in der Stadt wissen heute gar nicht mehr, wie dieser Brunnen eigentlich heißt, wissen nicht einmal, daß der kleine grüne Brunnenkerl einmal die Stadt rettete . . .

Es ist nun wohl schon an die hundert Jahre her, da war eine so große Sturmflut, daß der Deich an allen Ecken und Enden barst. Nur noch wenige Häuser standen, und auch die waren schon bis zu den Fenstern von den Fluten umspült. Niemand dachte mehr an Rettung. Alles Vieh war ertrunken. Verzweifelt fuhren die Leute auf ihren Schiffen mit ihrer geretteten Habe zwischen den Häusern umher.

Da stieß eines der Boote plötzlich gegen einen Stein. Das gab einen seltsamen dumpfen Ton, und als sich der Steuermann hinabbeugte, um zu sehen, ob auch kein Leck entstanden wäre, hörte er eine Stimme: „Hol mi rop, dat schall di wull ni leed warn.“ Der Schiffsmann dachte, daß er wohl nichts mehr zu verlieren hätte; auch dann nicht, wenn er sich mit den bösen Geistern einließ.

So ließ er denn ein Tau in das Wasser. Eine kleine Hand griff danach, und dann schwang sich am Bootsrand einer von den kleinen Wichten empor, die nachts oft auf den Kähnen und in den Häusern herumpolterten. Klitschnaß und tropfend war



Aufnahme Scherl

er. Aber er lachte ganz vergnügt, als er jetzt im Trocknen saß. „Ick bedank mi ok. Und nu warst du je wohl ok op min Dank täuwen." Der Fischer meinte, daß wohl so ein kleiner Mann nicht viel vermöge. Er wehrte darum jeden Dank ab. — —

Am nächsten Tage hatte sich das Wasser beruhigt, der Himmel war wieder heller, und die Wasser flossen ab. Die Leute fingen an, ihre Häuser neu aufzubauen, der Deich wurde geflickt, die Fischer fuhren auf Fang aus, und bald war die Notzeit wieder vergessen. Aber nachts soll es seit der Zeit an der Stelle, wo der Fischer den Wassergeist aufgenommen hatte, unruhig geworden sein. Manch einer hörte die Stimme des kleinen Geistes, der neben ihm unsichtbar herrannte und immer wieder von dem Dank sprach, den er der Stadt schuldig sei. Um den Gerüchten Ruhe zu geben, ließ der Bürgermeister an der Stelle einen Brunnen errichten, so daß der Platz abends belebt war, und wirklich verstummten auch bald alle dunklen Reden von Wassergeistern.

Als nach vielen Jahren der Brunnen plötzlich eintrocknete und trotz allen Bemühens das Wasser nicht mehr zum Fließen zu bringen war, fand ein Junge, der an dem alten Gemäuer spielte, das Standbild des kleinen grünen Mannes. Niemand konnte sich entsinnen, es dort jemals gesehen zu haben.

Es lebten auch kaum noch Leute, die die Sturmflut miterlebt hatten; und der alte Fischer Hansen, der damals den Wicht aus dem Wasser gezogen hatte, war ja „överspönsch" geworden. Er hatte vor dem kleinen steinernen Mann gestanden und mit ihm gesprochen, als wäre er lebendig, und als kenne er ihn schon lange.

Im Volksmund aber heißt der Brunnen noch immer „De gröne Keerl", und wenn ihr auf eurer Fahrt in die Stadt kommt und euch abends zu den alten Leuten setzt, dann werden sie euch erzählen, daß einst eine große Sturmflut kommen und die ganze Stadt versinken wird. Das Zeichen dazu wird aber ein kleiner Mann sein, der kurz vorher erscheint und etwas von Dank und täuwen erzählt. Die jungen Leute glauben ja nicht mehr an diese alten Geschichten; aber wartet man dreißig bis vierzig Jahre, dann sind sie es, die dort am Brunnen sitzen und mit ernsten Gesichtern vom grönen Keerl erzählen.

Ein Berliner Mädel.

Kampf um den Acker

Von der Landstraße aus könnt ihr den Eifelländer nicht entdecken. Wollt ihr wirklich Bauern finden, müßt ihr dieses schieferblaue Band verlassen und tief hinein ins Land ziehen. Dort findet ihr Menschen, die verschlossen und trotzig sind, und den Fremden mit größtem Mißtrauen gegenüberstehen. Man muß lange unter ihnen leben, will man sie ganz verstehen.

Arm ist der Eifelbauer; sein ganzes Leben besteht aus härtestem Kampf um die Fruchtbarkeit des Bodens. Man pflügt in der Eifel mit dem schmalsten Pflugmesser, das es gibt, und dennoch wirft der Bauer nach jedem Umarbeiten des Ackers immer wieder riesige Steinhaufen aus dem Feld. Pferde gibt es hier kaum; der Ochse und auch die Kuh werden vor Pflug und Wagen gespannt. Frauen gehen mit hinter dem Pflug; kleine Kinder, die noch nicht zur Schule gehen, führen schon die Zugtiere. Hat das Jahr schlechte Ernte gebracht, so muß der Eifelbauer von Brot und Kartoffeln leben bis zur nächsten Ernte . . .

Immer wieder bin ich in den Eifeldörfern zu Gast gewesen. Am schönsten ist es, bei den Alten zu sitzen und ihren Erzählungen zu lauschen. Die meisten von ihnen haben noch nie eine Stadt gesehen.

Da war so ein altes Mütterchen. Winzig und verhutzelt war sie. Sie saß auf dem Hof oder in der Stube mit einem ewigwährenden Strickstrumpf.

Wenn sie mich von weitem aus dem Walde über die Wiesenhänge ins Dorf kommen sah, dann lachte sie. Frisch an Geist und Erinnerungsvermögen, konnte sie mir stundenlang erzählen, wie es zu ihrer Kinderzeit in ihrem Heimatort aussah:

Kahl war noch alles, die ganzen Berge. Kein Baum weit und breit, nur Heide. Dort oben der Bergkegel, der heute einen wundervollen Waldbestand hat, trug nur Buschwerk. Ackerbau gab es nicht. Die Leute lebten von geringem Flachsbau und ihren Schafherden, die tagsüber in die Heide getrieben wurden.

Da kam ein Landrat. Ein schlichter und starker Mensch. Er war auch hierherum zu Hause, aber er hatte in der Stadt studiert. Der rief die Bauern zusammen: „Rodet die Heide, bestellt Land, pflanzt Wald!" so predigte er von Dorf zu Dorf.

Aber die Leute wollten das nicht. Sie brauchten ihre Heide für die Schafe, jedes Kilometer; da durfte kein Wald oder Acker werden, sonst würden die Schafherden zerstört! Sie ballten die Fäuste, pflanzten keinen Wald und trieben weiter die Schafe in die Heide.

Da rief der Landrat den Staat um Hilfe an. In dieser Einöde m u ß t e Land werden. Aus den Schäfern sollten Bauern werden! Und der Staat zwang sie. Sie mußten sich fügen.

Nachts aber gingen die Burschen hinauf zu dem Berg, zertraten und zerschlugen die jungen Pflanzen. Sie wollten ihre Heide wiederhaben, so wie es immer gewesen war. Der Landrat aber blieb fest. Die immer wieder neu gesetzten Pflanzen wuchsen endlich, wurden Stämmchen, wurden Wald.

Und siehe da, als das Volk einmal den Pflug führte und sah, daß Bauer sein sein Gutes hatte, siegte die Idee dieses einen Menschen über das ganze Land. Ueberall wurde nun das Land urbar gemacht. Es kamen Kühe in die Ställe, Korn auf den Speicher, Pflanzen auf die Felder. Den nunmehr angebauten Flachs verarbeiteten die Leute zu Garn. Sie brachten es in eine Fabrik im Ahrtal und tauschten fertige Leinenstreifen dafür ein. Denn die Zeit war zu knapp, um neben der Feldarbeit auch noch den Webstuhl führen zu können.

So ist mit der Zeit in der Eifel Wald und Acker geworden. Die ganzen Bergketten, die von Napoleon vollkommen abgeholzt worden waren, tragen heute wieder dichte Laub- und Tannenwälder. Es war eine mühsame, jahrelange Arbeit, aber es hat sich gelohnt . . .

So berichtete meine Alte. Die Stricknadeln klapperten, die mit Nickel umrandete Brille war ihr vor Eifer auf die Nasenspitze gerutscht, und sie schielte mit blanken Augen darüber hinweg. Zur Bekräftigung nickte sie noch einmal mit dem Kopfe und schlürfte zur Küche hinaus, um mir eine Tasse Milch zu holen.

Da saß ich allein in der Stube. Warme Luft strömte von draußen zum Fenster herein. Die einfache Holzbank, der gescheuerte Tisch, in der Ecke ein alter Lehnstuhl und darüber ein schmales Holzbrett mit den Gesangbüchern, all das war ein einheitliches Ganzes.

Meine Augen gingen am schmiedeeisernen Ofen entlang, grüßten die Blumen im Fenstersims und folgten den durch die Stube summenden Fliegen . . .

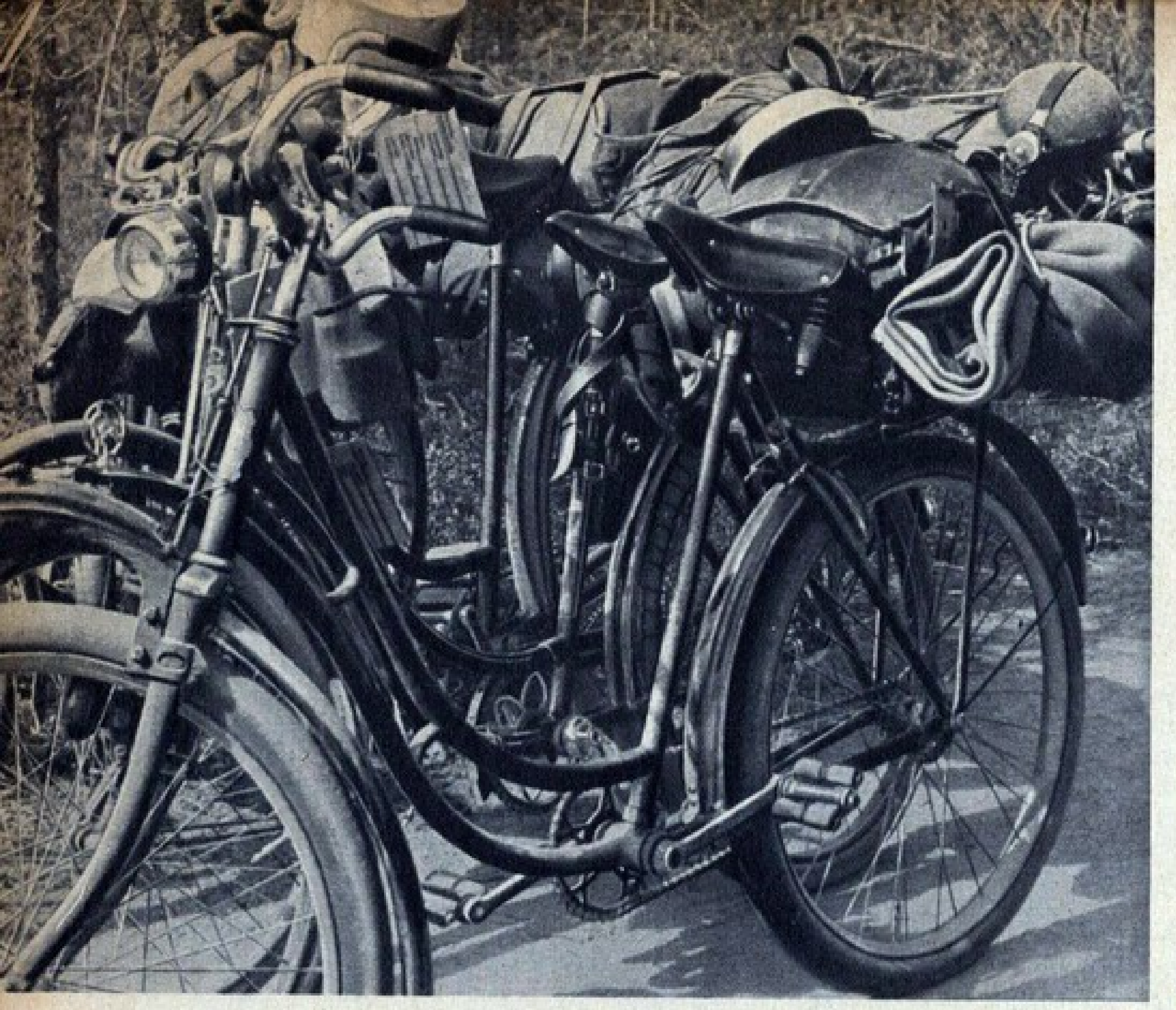
Diese Menschen hier haben eine besondere Gabe, das Wenige, was sie haben, mit solch einer Gastfreundlichkeit und Liebe zu geben, daß es ist, als wäre man zu Hause.

Erst spät abends zog ich heim. Ich habe jeden Baum, jeden Waldstreifen jetzt mit anderen Augen gesehen. Das alles war vor siebzig Jahren noch nicht. Es wurde geschaffen aus dem Geist eines Menschen, der seine Heimat über alles liebte. Nicht weich und schwärmerisch, sondern mit solcher Kraft, daß sein ganzes Leben Dienst an der Heimat wurde; daß er den Kampf aufnahm auch gegen die, die ihm die nächsten waren, die harten und trotzigen Bauern des Eifellandes. Und sein Werk steht noch heute.

Zu Hause habe ich noch lange auf der Holztreppe vor der Tür gesessen und hinauf zum Walde geschaut.

Ein Westmarkmädel.





Finnland, wie wir es erlebten

Aus dem Fahrtenbuch einer sächsischen BDM-Gruppe

Finnische Landschaft

Wir hatten alle neun unsere Räder mit auf Großfahrt nach Finnland genommen, wenn uns auch noch so große Schauergeschichten von der Beschaffenheit finnischer Landstraßen erzählt wurden. Nun klingt das zwar einfach: Neun Mädel — neun Räder; die werden schon vorwärtskommen. Aber da ist ja unser Gepäck noch nicht dabei, unsere Großfahrt-Affen für sechs Wochen.

Als wir den ersten Radeltag in Karelen (Ostfinnland) vor uns haben, türmen sich auf neun Gepäckträgern neun dicke Affen, neun Zeltbahnen, neun Decken, neun Feldflaschen, hier und dort ein Fotoapparat, die Zeltstabsäcke, Marmeladeneimer, hier ein Brotbrett, zweimal ein Kochtopf und einmal eine Schöpfkelle. Um neun Lenkstangen sind neun Brotbeutel geknöpft . . .

Die Landstraße ist drei Meter breit und der Sand auf ihr zwanzig Zentimeter tief. Man fährt gut und gemütlich in den Wagenspuren. Es geht immerfort in Kurven bergauf und bergab. Meistens fahren wir im Wald, wildem Fichtenwald mit Kiefern und hellen Birken dazwischen. Oft haben wir auf der Höhe der Hügel einen unverhofften Blick auf einen blauen See, aus dem Wiesen und runde Felsen steigen, mit Kühen, Menschen und manchmal auch Häusern. Manchmal: denn Karelen ist eine arme, spärlich bewohnte Landschaft. Viele Gehöfte müssen sehr alt sein. Sie sind aus gebeizten, geschälten Baumstämmen gebaut, ohne Keller, wie Spielzeug auf einem Felsen stehend. Wenn der Felsen gerundet ist, dann sitzt das Häuschen manchmal etwas schief.

Die jüngeren Höfe und Häuser sehen fortschrittlicher aus. Ueber einer Grundmauer von Granit ist ein rotes oder gelbes Hochhaus mit einem grauen Schindeldach gebaut; Türen und Fensterrahmen sind weiß gestrichen. Das sieht heiter und freundlich aus und steht wunderhübsch in der Landschaft aus Waldgrün, Wiesengrün, Wasserblau, Felsgrau und dem Gold der Kiefernstämme. Ein wenig abseits ragt das Gerüst des Ziehbrunnens gegen den Himmel. Jeder Fremde ist erstaunt, wenn er hört, daß der Keller des finnischen Bauern ein hüttengroßer Hügel ist, in den eine tiefeingelassene Grastür führt. Alle sonstigen Gebäude des Gehöfts stehen in einem Kreis zusammen.

Beim Bauern

Wir wollen das erste Mal in Karelen beim Bauern schlafen, beschließen wir. Der Uhr nach ist es Abend und der Kühle nach, die recht plötzlich nach der glutheißen Sonne aus Tälern und Seen steigt, auch. Wir geraten in ein kleines Haus mit einer großen Familie, oberhalb eines Sees. Eigentlich haben wir keinen Platz — um eine Scheune zu haben, sind sie, die halb Fischer, halb Bauersleute sind, zu arm —, aber wir dürfen uns ein paar Bündel Stroh auf den Boden zerren und uns da ein Lager zurecht machen. Dabei wecken wir einen vielleicht zwanzigjährigen Burschen, der da oben in einem der grauen, bunt-durchzogenen handgewebten Läufer gewickelt schläft. „Er arbeitet in der Nacht", entschuldigt ihn seine Mutter, die gerade mit einer von uns, die finnisch sprechen kann, verhandelt.

„Die Frau sagt, wir können hier in der Küche kochen", erzählt Hilde uns jetzt das, was sie gerade von der großen und laut redenden Frau erfahren hat, „wir sollten doch auch hier essen, Milch kann sie uns auch verkaufen." Als ich der Frau erklärte, daß wir Hitler-Jugend seien, kam gleich der alte Bauer dazu und ließ sich erzählen, wie die Mädel in Deutschland lebten, und weshalb sie sich zu einer Gemeinschaft zusammengeschlossen haben. „Ihr lernt doch wohl auch schießen?" hat der Bauer dann gemeint. Ich habe natürlich gelacht und nein gesagt. Da hat der Alte zu seiner Frau hinübergeblinzelt, als ob er sagen wollte: „Die will's nur nicht eingestehen!" — Ich habe ihn in Ruhe gelassen, als ich merkte, daß er sich nicht überzeugen ließ.

Am nächsten Tag sitzt die ganze Familie auf der Veranda und schneidet, schneidet, und schneidet, — einen Riesenhaufen schmaler Streifen aus gefärbten alten Kleidungsstücken. „Was das bloß bedeutet?" wundere ich mich. Aber bald weiß ich, wozu diese Arbeit ist!

Vom Boden werden große Holzleisten und Balken geschleppt, aufeinandergelegt, zusammengeschoben, ineinandergefügt, und zuguterletzt steht mitten im Zimmer ein großer alter Webstuhl, der noch vom Urgroßvater stammt und von diesem selbst geschnitzt worden ist. Sind endlich die Kettfäden aus Netzgarn alle gespannt, kann es losgehen! Die Stoffstreifen werden zu endlosen Bändern zusammengenäht und dienen als Schußfaden. In keinem finnischen Haushalt fehlt wohl der oft selbst handgewebte Läufer aus alten Geweben.

Eine andere schöne Kunst ist das Wandmatten- und Kissenknüpfen. Man webt zuerst wie gewöhnlich und knüpft dann in der Art der Smyrnaarbeit einige bunte Wollfäden über zwei Kettfäden, was dann so auf der ganzen Matte verstreut ein schönes Muster ergibt. Die Wollfäden werden in vielen Fällen selbst auf dem Spinnrad gesponnen. Die echten finnischen Gewebe weisen immer wieder die blauen und weißen Farben auf und sind mit Bildern aus dem finnischen Volksepos dem „Kanteletar" und „Kalevala" geschmückt. Da gibt es Gruppen in den bunten Nationaltrachten, rotbraune Häuser und alte Holzkirchen, bei denen der Glockenturm immer ein Stück abseits steht . . .

Die Sauna

Klein und rot und hölzern steht es dort an irgendeinem der 65 000 finnischen Seen, Sauna, das Badehäuschen. Ihm gehört die ganze Liebe und alles Heimatgefühl der Kalmarisfamilie und der Hofleute. Auf nichts sind sie so stolz wie auf den uralten kleinen Raum mit den schwarz verkohlten Balkenwänden und dem riesigen Steinofen. Viele, viele Male hat die Sauna, haben die heißen Bäder sie vor Krankheit bewahrt und im langen, dunklen Winter erwärmt und erfreut, vor ihnen die Väter . . .

Vika könnte 1000 Jahre alt sein, könnte eine Zaubersängerin aus Kalevala, dem großen Heldenlied der Finnen sein. Uralt und winzig klein schleppt sie ihre Bottiche und Holzscheite. Vika ist Saunafrau. In der Badestube wohnt sie, wie es ihre Vorfahren in alten Zeiten taten. Die Welt ist fremd und fern. Daß es Menschen gibt, die ihre Sprache nicht verstehen, glaubt sie einfach nicht. Sie liebt ihren Herrn. Er lehrte sie, die Bibel lesen. Niemand trauerte wie sie um seinen Tod. Jetzt liebt sie den Jungherren, den 17jährigen Eerosohn, wie sie den Vater und Großvater liebte. In ihren großen blauen Augen liegt mehr Ruhe und Weisheit, als sie die Menschen der großen Welt haben; denn Ruhe und Weisheit geben die weiten finnischen Seen.

Vika und die Sauna von Karmelahti gehören zusammen. Kommt ihr am Nachmittag um 5 Uhr zu Vika — sie weiß von der Sonne, wann es 5 Uhr ist —, so ist in der Badestube Finsternis vor Rauch. Riesige Birkenscheite hat Vika in dem mächtigen Ofen aus Felsblöcken aufgehäuft. Das Feuer leckt an dem schwarz verkohlten Wasserkessel, der davor hängt. Die Rauchschwaden werden immer dichter, gehen immer tiefer, denn einen Schornstein gibt es nicht in der Sauna. Nur wenn ihr euch auf den Boden duckt, könnt ihr noch atmen. Vor „Tuli", dem großen Feuer, kniet Vika, alt und klein und sehr still, hält ein Birkenscheit in der Hand und starrt in das Feuer, bis der letzte Funke verglüht ist.

Kommt ihr nach einer Stunde wieder zur Sauna, dann steht die Tür weit auf. Ueber den See ist der Rauch davongeflogen, und reine warme Luft schlägt euch entgegen. Im Innern stehen in langer Reihe die Birkenholzbottiche mit warmem, kaltem und lauem Wasser. Reiser und Asche sind fortgekehrt. Die selbstgewebten Linnentücher liegen auf der Wandbank ausgebreitet. Alles ist fertig zum Bad.

Schnell zieht ihr euch aus, greift euern Wassereimer und klettert die schmale Stiege hinan auf den kleinen Balkon unter dem Dach im Halbdunkel, dort über dem riesigen Ofen. Macht's euch gemütlich, solange ihr euch noch hinsetzen könnt. Später ist die Holzpritsche zu heiß. Glühend sind die Steinplatten des großen Ofens durch das Feuer geworden. Vika packt die Birkenrutenbündel, ohne die die Sauna nicht zu denken ist, darauf.

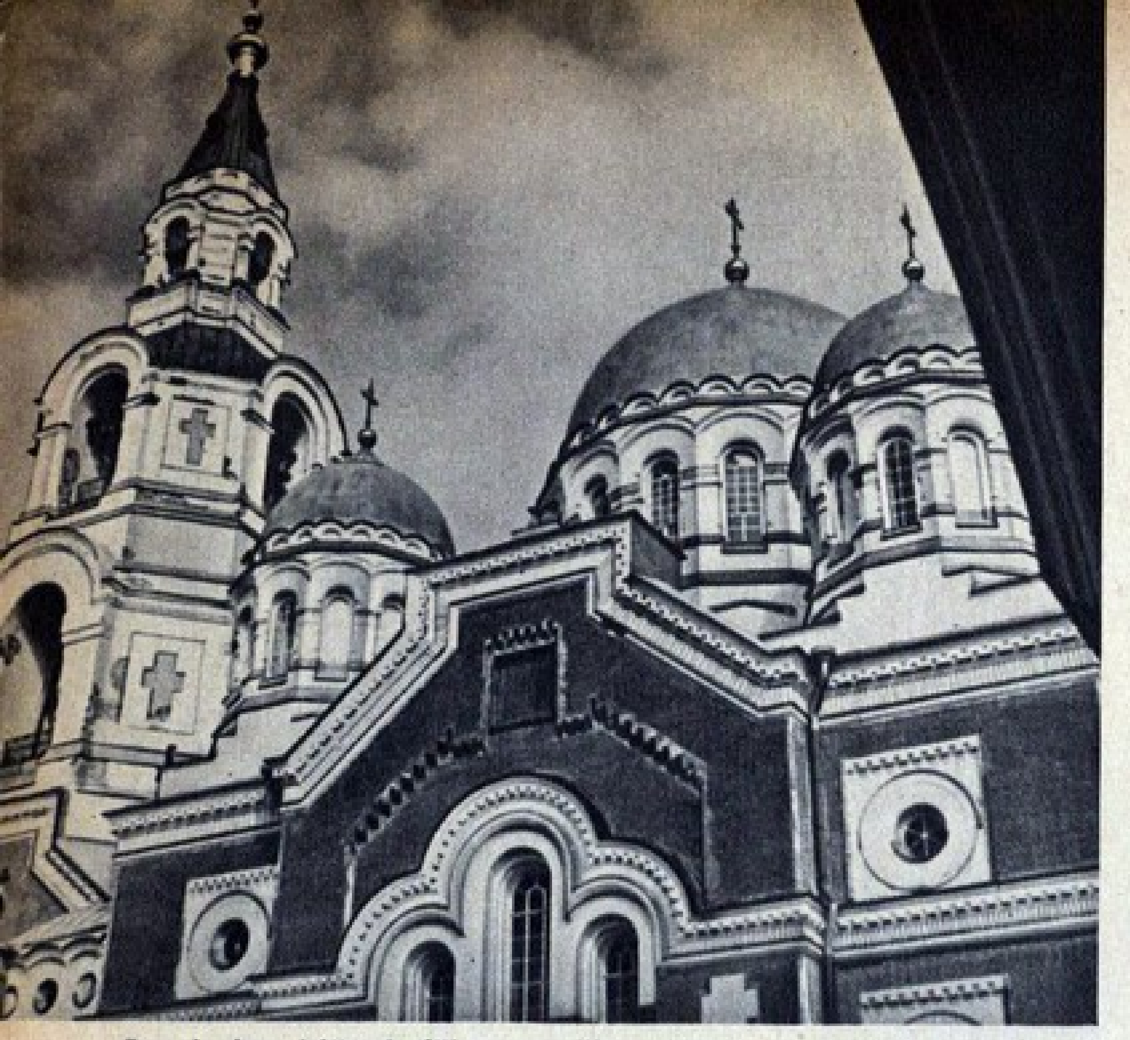
„Vika, bitte Dampf." Aus dem großen Kessel schöpft die Alte Wasser und gießt es über die heißen Steine, daß zischend der heiße Dampf aufsteigt. Herrlich riecht es nach Birkenblättern. Immer mehr, immer mehr . . . 50 — 60 — 70 Grad sind jetzt im Raum. Weil ihr Anfänger seid, werdet ihr jetzt denken, ihr seid in der Hölle. „Danke, danke, Vika, es ist genug!"

Aber ihr wißt nicht, wie schön es jetzt wird. Da sind die heißen Birkenruten mit den jungen Blättern. Vika gibt uns allen eine. Wir tauchen sie in den Eimer mit heißem Wasser und verprügeln uns gegenseitig damit. Nun denkt ihr sicher, das tut weh! Kein Gedanke, es ist weich und herrlich. Wenn ihr trotzdem genug habt, dann steigt ihr krebsrot und prustend wieder nach unten. Auf ein winziges Schemelchen werdet ihr gebeten und vor alle die Bottiche. Dann werdet ihr mit Seife eingerieben. Wenn ihr durch eine Schicht schöner, selbstgemachter Schmierseife glatt seid wie Aale, dann macht Vika die Tür weit auf, und ihr saust glühend, mit riesigen Sprüngen in den See . . .

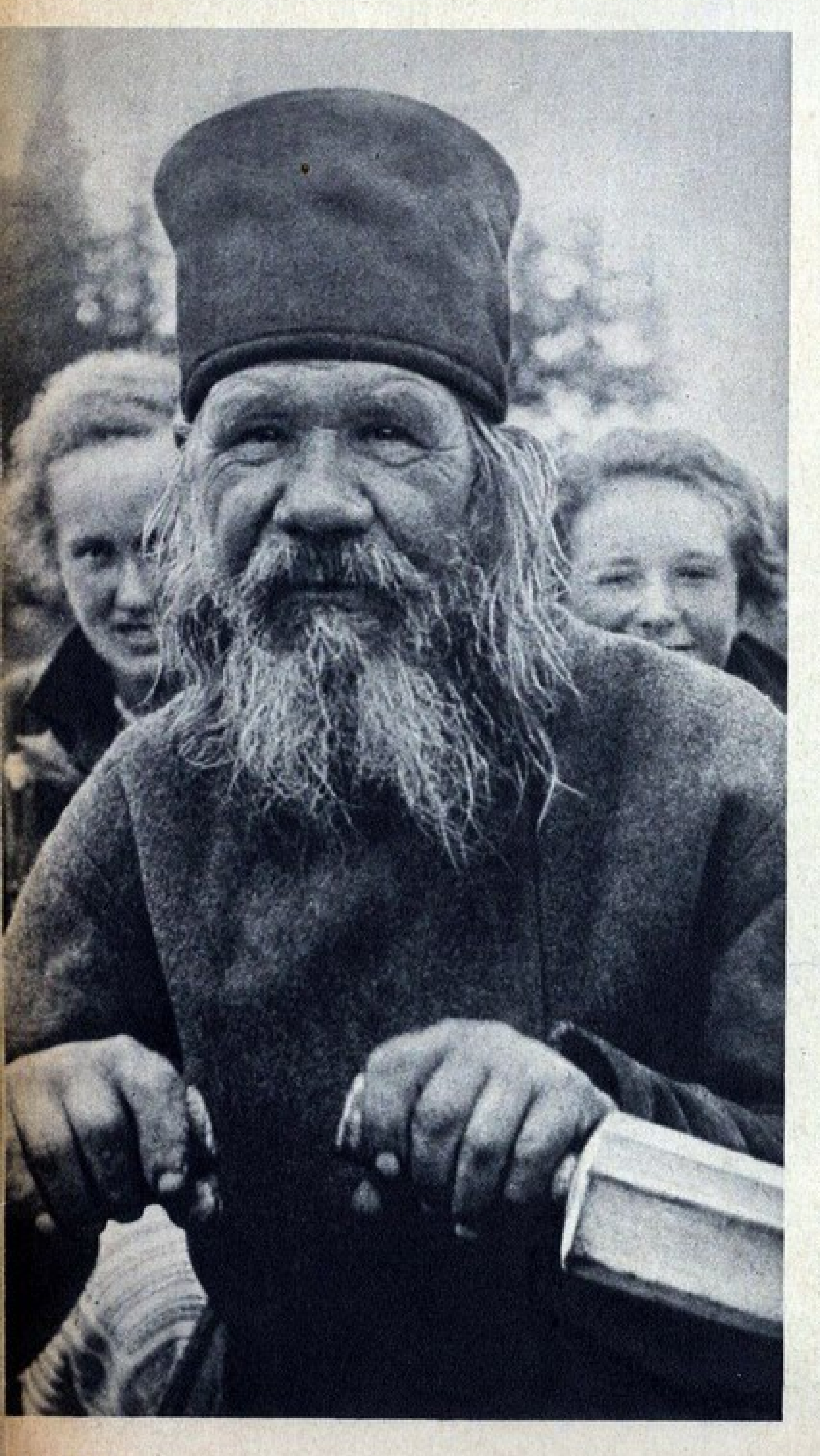
Kommt mit mir, spät am Abend, wenn der große gelbe Mond am weißen, nordischen Sommernachtshimmel steht, noch einmal zu Vika. Sie sitzt vor ihrem Saunahäuschen auf der Schwelle, klein und ernst, Jookki, den Kater, neben sich, und hält Zwiesprache mit dem stillen See.

Von der Höhe der Hügel haben wir oft unverhofft einen weiten Blick über einen der 65 000 Seen Finnlands





Russischer Mönch fährt uns über den See zur Nikolai-Kirche



Das Kloster auf Valamo

Abends sitzen wir am Feuer, wenn wir nicht zu müde sind von der Hitze, vom Wandern und Schauen. Das schwere Schwarzbrot, dem man die Nähe der russischen Grenze anmerkt, ist verzehrt. Der Tee steht noch auf dem Feuer für die Nachtwache. Nun singen wir . . .

Jenseits der Bucht leuchten die hellblauen Kuppeln der russischen Kathedrale mit den goldenen Kreuzen mit drei Querbalken. Ab und zu geht unten am Weg ein Mönch vorbei, um die schwarze Kutte einen Ledergürtel mit glattem Koppel. Er trägt feste Schaftstiefel, im ganzen ein recht wehrhafter Anblick. Stattliche Bärte tragen sie im Gesicht, und die langen Haare hängen über die Kutte. Unsere Lieder scheinen sie nicht zu berühren, still ziehen sie ihres Weges.

Plötzlich tauchen unten eine ganze Menge schwarzer Gestalten auf, bleiben stehen, und wie wir mit einem Lied fertig sind, klatschen sie Beifall. „Nanu", denken wir, „diese letzten griechisch-katholischen Mönche in der Einsamkeit des Ladogasees scheinen ja gar nicht so streng zu sein." Da singen wir: „Und in dem Schneegebirge" und beobachten die Gestalten unten jenseits der Wiese am Waldrand. Als wir die zweite Strophe anstimmen, rasen die Schwarzbekleideten wie auf Kommando in den dichten Wald auf der anderen Seite des Weges. Gleich darauf geht langsamen und festen Schrittes ein Priester unten vorbei, erkenntlich an der hohen schwarzen Mütze, die wie ein Zylinder ohne Krempe aussieht.

Als er verschwunden ist, kommen vorsichtig spähend die anderen Mönche aus dem Wald und bewegen sich langsam am Wiesenrain entlang zu uns herauf. Jetzt erkennen wir sie auch: Es sind zwölf von den jungen Mönchen, die tagsüber in der Kathedrale auf den Holzgerüsten mit Pinsel und Farben herumklettern und malen, zwecks Erneuerung und Ausbesserung des Gewölbes. Nach unserem nächsten Lied klatschen sie wieder Beifall, und wir erkennen an ihren Gesichtern, daß sie sich freuen. Sie kommen auch noch näher, bis auf wenige Schritte an unser Feuer heran. Einer scheint das Amt des Beobachters und Wächters zu haben, denn er blickt fortwährend nach dem Weg, auf dem der alte Priester vorbeikam.

Die Mönche haben alle im Unterricht etwas Deutsch gehabt, auch die Novizen. Deswegen rufen wir hinüber zu dem Grüppchen, das sich im Grase niedergelassen hat: „Jetzt müßt ihr etwas singen!" Sofort fangen sie an zu beraten. Nach einer kleinen Weile erhebt sich ein langer, scheinbar noch sehr junger Mönch, dessen helle Locken unordentlich über die Schultern fallen, gibt ein Zeichen mit der Hand, und dann singen sie ihr erstes Lied.

Nun singen wir immer abwechselnd. Einmal klingt eines unserer hellen, harten und taktfrohen Lieder auf, aus denen unser Glaube an das neue Reich spricht, einmal sind wir still und hören. Die Mönche singen die Gesänge ihrer Gottesdienste. Melancholisch und eintönig, von einer schwermütigen Melodik sind die Sätze. Wir sitzen regungslos und lauschen dem Lied. Obwohl es vielleicht sogar auf dieser Insel entstanden ist, klingt es doch fremd und irrt in seiner eigenen Heimatlandschaft umher. Diese Kirchenlieder, das fühlen wir alle, dürften nur in einer bunten und goldprächtigen Kathedrale gesungen werden. Deswegen fragen wir: „Könnt ihr denn keine andern Lieder?" Aber alle schütteln gleich den Kopf.

Es ist so, daß wir und auch die da drüben darüber nachdenken müssen. Es ist still, und Landschaft und Abend erheben die Stimme. Bis jetzt sahen wir auf Seen und Wälder, auf Felsen, Strand und Wiesen mit wißbegierigen Blicken, und wir staunten über die fremde Kühlheit der abendhellen Seen. Aber jetzt sitzen die Mönche da drüben und sehen auch in den Abend. Da müssen wir uns sagen: jetzt blicken die Söhne dieser Landschaft in die Schönheit ihres Landes und können nicht einmal davon singen, daß sie eins sind mit ihrer Heimaterde? Und wir denken an unsere Lieder.

Drüben hebt der junge Mönch wieder die Hand. Die Mönche singen ganz leise und langsam. Wir kennen das Lied. Es ist Finnlands Nationalhymne . . . Hinter dem Wald geht die Sonne unter. Klar steht der leuchtende Himmel über dem spiegelnden See. Die Mönche erheben sich, und sie grüßen uns, ehe sie sich im Wald verlieren . . . Wir sprechen nicht, gehen ins Zelt. Zwei haben Nachtwache. Im Einschlafen hören wir, wie die eine die Melodie von „Heilig Vaterland" leise summt.

Helsingfors

In der Hauptstadt von Finnland ist das neue Reichstagsgebäude ganz aus Granit gebaut. Es ist der schönste Bau von Helsingfors; die junge Republik hat ihn sich als Zeichen ihrer Macht und ursprünglichen Kraft gebaut.

Wir stehen auf dem Platz vor dem Reichstagsgebäude. Eine die ganze Breite der Front einnehmende Treppe führt zu den Türen, aus denen gerade eine Menschengruppe von einer Besichtigung der Innenräume kommt. Ein paar Soldaten, eine Bürgerfamilie, eine alte Arbeiterfrau, zwei vornehme, gesetzte Herren und ein paar Touristen. Alle reden eifrig, indem sie die Treppe hinuntersteigen.

Wir schließen uns der zweiten Besichtigungsgruppe an. Treppenhaus, Empfangssaal, Erfrischungshalle, alles ist hell, vornehm, trotz prächtigsten Materials streng und einfach. In den einzelnen Empfangs- und Sitzungszimmern, in dem kleinen Ecksaal für die Damen können wir die neuesten, schönsten, kostbarsten Möbel und Teppiche rein finnischer Herkunft bewundern. Einzelne wirksam angebrachte Kunstwerke fallen uns auf. Zum Schluß der Führung kommen wir in den großen Sitzungssaal. Rechts sitzen die Schwarzhemden, die den Nationalsozialisten vergleichbar sind, dann kommen die Agrarparteien, die die meisten sind und mit den Schwarzhemden die nationale Mehrheit bilden, dann die Liberalen und die Sozialdemokraten, und dann ist der Parteireichtum erschöpft.

Wir malen uns aus, wie es ist, wenn Reichstag abgehalten wird, wenn die alten finnischen Bauern mit ihren groben Stiefeln über den vornehmen Fußboden gehen, — dann sehen wir auf unsere eigenen Schuhe und lachen . . . Als wir an den Granitsäulen vorbei die Granittreppe hinuntergehen, denken wir daran, daß in diesem Lande wohl große Gegensätze vorhanden sind. Wir denken an die schiefen Holzhäuser, an das Kloster und dann an den Reichstag . . . Wir werden noch darüber nachdenken, wenn wir wieder zu Hause sind, wenn wir den andern erzählen von diesem seltsamen und fremden Land.

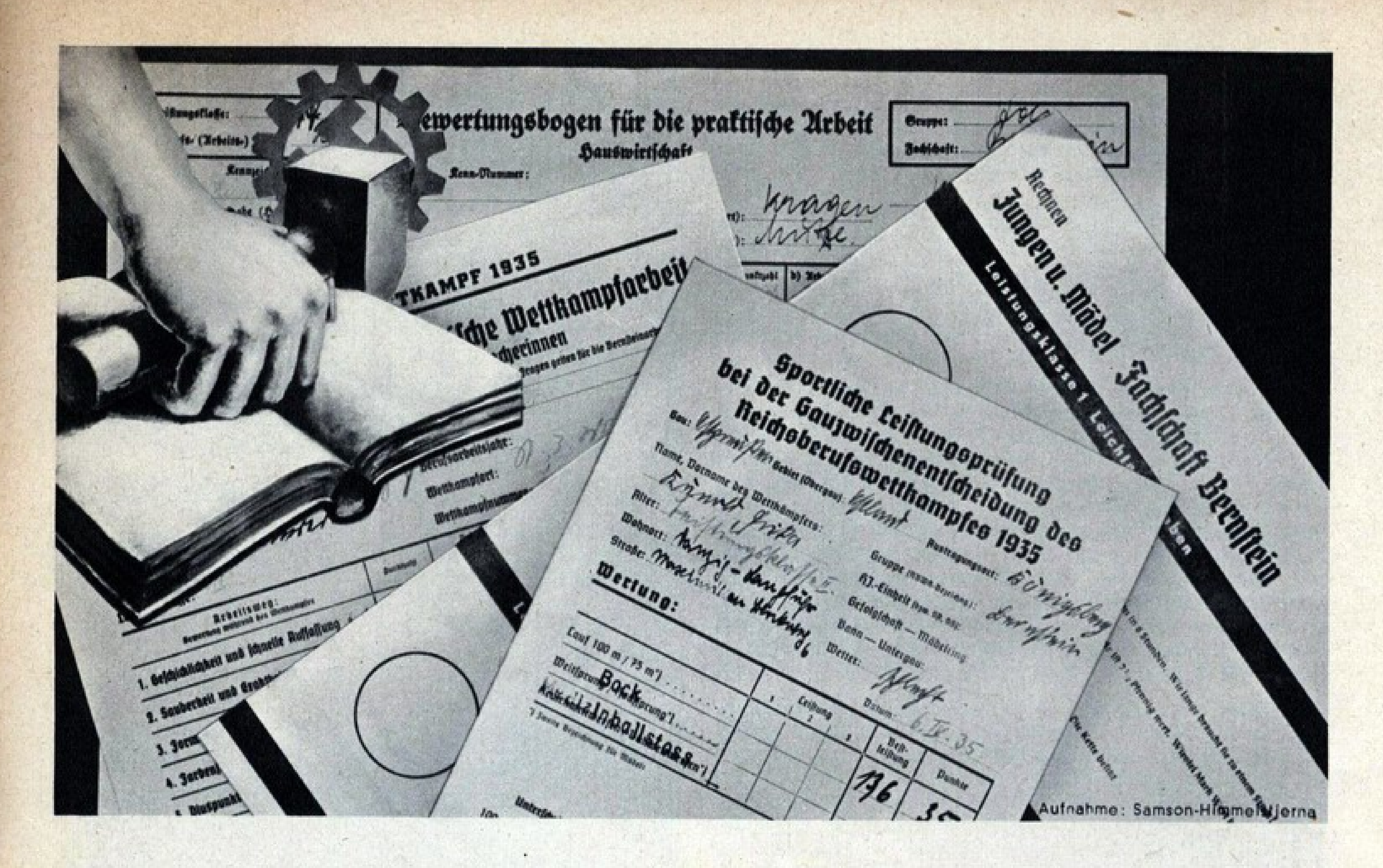


Finnische Kinder vor einem der alten Bauernhöfe in Karelen



Nach sechs Wochen Großfahrt durch Finnland bringt uns die „Brandenburg" in die Heimat zurück

A[illegible]nmen [illegible] Soltm[illegible]n, Obergau 16



Aufnahme: Samson-Himmelstjerna

MÄDEL AM WERK

V. Was aus den Reichssiegerinnen des RBWK 1935 wurde

Die heutige Mädelgeneration bestimmt ihr Leben aus der Verantwortung ihrem Volke gegenüber. Das Mädel hat daher nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, alle seine Fähigkeiten und Kenntnisse zum Nutzen unseres Volkes anzuwenden. Es weiß, daß der wesentliche Kern seiner Arbeit weder der Erwerb an sich, noch der Kampf um den Arbeitsplatz ist. Wesentlich ist der Anteil, den die arbeitenden Mädel am Schaffen des Volkes haben. Sie werden sich naturgemäß an Arbeitsplätzen einsetzen, die ihrem Wesen entsprechen, und dort durch Leistungen zeigen, daß sie am Aufbau mitarbeiten.

Allen Ueberlegungen über die große Frage „Mädel im Beruf“ gibt der Reichsberufswettkampf eindeutig Antwort. Er fordert die gesamte deutsche Jugend auf, in einem freiwilligen Wettstreit die eigenen Leistungen zu messen. Der Reichsberufswettkampf legt das Schwergewicht auf die fachberufliche Leistung des Mädels. Die hauswirtschaftlichen Fragen sind ergänzend. In diesem Jahre stand zum ersten Male auch die Studentin neben der Jungarbeiterin im Reichsberufswettkampf. Im Gauwettkampf löste sie mit ihr die sportlichen und hauswirtschaftlichen Aufgaben. Von der Jungarbeiterin bis zur Studentin mußten sie alle den Beweis der Leistung erbringen.

So ist Zusammenfassung und Beweis der Arbeit aller berufstätigen Mädel der Reichsberufswettkampf, der das bewußte Erleben des Nationalsozialismus und die berufliche Leistung fordert, wozu die körperliche Ertüchtigung die Grundlage sein muß. Es sind danach wahrhaft die Besten, die als Siegerinnen aus dem Reichsberufswettkampf hervorgehen. Erzählen wir einmal von ihnen:

Da liegt eine große braune Tüte mit der Ueberschrift „Reichsberufswettkampf 1935“. Sie ist eingeteilt in viele vorgedruckte Fragen und Felder. Bleistift, Tinte und Rotstift bringen etwas Leben auf die Vorderseite dieser gewichtigen Tüte, deren Inhalt Arbeiten und Bewertungen der Reichssiegerin Lieselotte Benkendorf aus der Gruppe Hotel ausmacht. Da ist das Wettkampfergebnis: Schriftliche Aufgaben: Aufsatz zwölf Punkte, und was wählte Lieselotte zum Thema? „Warum muß man von jedem Mädel heute Kenntnisse in der Hauswirtschaft verlangen“, — das schrieb sie in fünfzig Minuten, machte allerdings einige Fehler, immerhin ergaben sich 12 Punkte. Die weltanschaulichen Fragen brachten 10 Punkte; behandelt waren Rassefragen, sportliche Fragen, Ostpreußen als Siedlungsland usw.; und dann folgten Fachfragen mit 16 Punkten und Rechnen. Im praktischen Berufswettkampf holte Lieselotte 70 Punkte heraus, sie plättete Handtücher, machte als Nähaufgabe ein Babyhemdchen und als Werkarbeit Verzierungen als Randbefestigungen am Wäschestück. Schließlich kam die sportliche Leistungsprüfung im Lauf, Weitsprung und Werfen mit 74 Punkten, und aus alledem ergab sich dann die Summe, die Lieselotte Benkendorf zur Reichssiegerin ihrer Klasse machte. Es ist ein schönes und gutes Stück Arbeit, das aus den Papieren und Zahlen einer solchen Reichsberufswettkampftüte spricht, und so wie die Lieselotte haben sie sich im vergangenen und in diesem Jahr alle ehrlich mühen müssen, bis sie zum Siege gelangten.

Was erhielt nun Lieselotte Benkendorf neben dem eigenen freudigen Bewußtsein gut erfüllter Pflichten? Lieselotte, die als Kochlehrling in einem großen Berliner Restaurationsbetrieb tätig ist, erhielt ein Stipendium von 1000 Mark, das in Form monatlicher Unterstützungen verwendet wird, weil Lieselotte nach ihrer Lehrzeit in ausländischen Hotelbetrieben — Paris, Montreux oder Lausanne, London — tätig sein soll, um ihr Berufswissen zu erweitern und später als erste Fachkraft in den größten Betrieben Deutschlands wirken zu können.

Solche Stipendien an die Reichsberufswettkampfsiegerinnen sollen immer zur weiteren beruflichen Förderung verwendet werden. So erhielt Käthe Empting aus Westfalen-Nord, die als Friseuse Siegerin wurde, 640 Mark, mit denen sie vom Januar bis März 1936 einen Vollkursus in der Schule des Reichsinnungsverbandes der Friseure zu Berlin besuchen konnte und nun daran anschließend einen Kursus in Schönheitspflege bei einem ersten Spezialgeschäft nimmt.

Siegerin in der Fachgruppe Schneiderin wurde Lisl Adelhardt, sie benutzt ihre 1270 Mark, um sich auf der Deutschen Meisterschule für Mode in München weiterzubilden.

Die Hilfsarbeiterin Klara Dörfler aus Baden, die in der Gruppe „Eisen und Metall" siegte, verwendet ihr Stipendium zum Besuch von kaufmännischen und hauswirtschaftlichen Lehrgängen in Karlsruhe, später soll sie in die Jugendabteilung des Gaues Baden eingebaut werden, auch Emma Arnold des Gaues Franken, eine Stenotypistin, benutzt ihr Geld zur hauswirtschaftlichen und weltanschaulichen Schulung. Auf einer Textilfachschule in Hainichen will sich die Siegerin der Gruppe Textil Irmgard Frahm aus Groß-Grönau bei Lübeck zur Meisterinnenprüfung vorbereiten, Dora Fröhlich vom Gau Koblenz-Trier, die als Winzerin in der Gruppe „Landwirtschaft" siegte, konnte neben ihrem Stipendium auch eine Madeirafahrt mit „Kraft durch Freude" verbuchen. Die Hausgehilfin Maria Hermes aus Düsseldorf wünscht für ihr Stipendium den einjährigen Besuch einer Haushaltspflegerinnenschule; und die Hilfsarbeiterin Karla Kröger von „Nahrung und Genuß" läßt sich in Abendlehrgängen in Hamburg im Kochen und Nähen ausbilden.

Das gewährte Stipendium ermöglichte es Hertha Riewe aus Duisburg, die als Hilfsarbeiterin der Berufsgruppe „Druck und Papier" am RBWK 1935 teilnahm, neben ihrer Berufsarbeit kaufmännische Abendlehrgänge zu besuchen. Hertha will jetzt ein Jahr lang auf eine höhere Handelsschule gehen. Die Schlesierin Else Rother erhielt 1000 RM., mit denen sie sich auf ihr Examen als Volksschullehrerin vorbereitet. Aus der Bayerischen Ostmark stammt Anna Hennig, die als Kindergärtnerin und Hortnerin in den Wettkampf trat. Sie erhält ein Stipendium von 1280 RM., damit sie sich zur Jugendleiterin ausbilden kann. Aus der Fachschaft „Kinderpflege" der Berufsgruppe Haus-Garten-Landwirtschaft kommt Rosemarie Liedtke, sie soll im Pestalozzi-Fröbelhaus zu Berlin zwei Jahr lang zur Kindergärtnerin ausgebildet werden.

Schicksalgestaltend ist in das Leben all dieser Mädel der Reichsberufswettkampf getreten. Was sagen nun diese Mädel selbst zu ihrer Arbeit und ihrem Sieg? „Wir wissen, daß wir mit dieser Leistung nicht einen wesentlichen Lebensabschnitt erreichen, sondern daß wir unserer Nation dadurch ein großes Versprechen für die Zukunft gegeben haben, ein Versprechen, das wir in den kommenden Jahren einlösen müssen", so sagt die eine, und über den Kampf selbst schreiben sie: „Keine von uns brachte den Optimismus auf zu sagen: „Ich werde siegen", da wir Unmögliches erwarteten. Aber es erwies sich, daß auch hier die Aufgaben im Bereich des zu Schaffenden lagen" oder: „Wir alle gaben unser Bestes, leisteten eben das, was in unseren Kräften stand!"

J. v. K.



Liesel Adelhardt



Klara Dörfler



Dora Fröhlich



Irmgard Frahm

Aufnahmen: Hahn-Hahn



Lieselotte Benkendorf



Käte Empting



Hertha Riewe



Marie Hermes



Mit der Reichsreferentin des BDM durch Sachsen

Trude Mohr sprach auf Kundgebungen, Feierstunden, Betriebsappellen und Führertagungen zur sächsischen Mädelschaft

Sachsens Jugend, deren Heimat einst der Hochsitz vergangener Systeme und roter Hetze war, ist die Jugend geworden, die sich als erste unter der Fahne des Führers zusammenschloß, noch ehe die Gewalt und die Größe seiner Idee von allen im Reich erkannt wurden.

Nichts ist dabei der sächsischen Jugend erspart geblieben. Von Anfang an mußte sie gegen Verhetzung und offenen Haß kämpfen. Jungen und Mädel, die in kommunistisch verseuchter Umgebung groß geworden waren, die Tag für Tag die steigende Not durch Arbeitslosigkeit und Hunger am eigenen Leibe spürten, die in dem dicht besiedelten Industriegebiet ihrer Heimat immer mehr Menschen in letzter Verzweiflung zur roten Internationale stoßen sah, diese Jugend kämpfte sich verbissen und zäh durch alles Elend und folgte als erste dem Ruf Adolf Hitlers.

Seitdem wurde die Arbeit der sächsischen Hitler-Jugend in ununterbrochenem Einsatz vorangetragen. Jungen und Mädel schafften am gleichen Werk . . . Wohl nur in wenigen Gebieten des Reiches mag die Zusammengehörigkeit von Mensch, Maschine und Landschaft so stark und deutlich hervortreten, als gerade hier in Sachsen. Das spürte jede von uns, die an der Fahrt der Reichsreferentin durch den Obergau Sachsen teilnahm.

Unter der Anteilnahme der gesamten Bevölkerung fanden im Beisein von Vertretern der Partei und der Behörden in Städten und Dörfern Großkundgebungen, Betriebsappelle und Feierstunden statt. Ueberall klang uns aus Liedern und Sprechchören der Wille und der Einsatz des sächsischen Mädels entgegen. Die straffe und disziplinierte Art der Durchführung aller Kundgebungen zeugte am stärksten von Haltung und Arbeit des sächsischen BDM.

Keine lauten, überschwenglichen und oberflächlichen Stunden waren es. Das Land mit seiner rastlosen Arbeit, mit seinen Fabriken und Bergwerken, mit seiner Heimindustrie und seiner Grenzlandarbeit lebte in ihnen, und die Mädel wußten um den Sinn ihrer Arbeit und damit zugleich um die Aufgabe jeglichen Schaffens. Von Jugend auf wurden sie zum Zupacken erzogen, und dieser Einsatz klang immer wieder in den Feierstunden auf, die Tausenden von Mädeln das große Erlebnis der Gemeinschaft gaben.

Stärker noch als in den Städten und im Vorland trat dieser Zug, immer bereit zu sein für die Forderung von Land und Zeit, in den Standorten an der Grenze hervor. Hier stand mitten über dem harten und mühseligen Tagwerk täglich das Bewußtsein, Grenzwacht des Reiches zu sein.

Als Trude Mohr in einem kleinen erzgebirgischen Dorf ein zehnjähriges Jungmädel fragte, warum gerade die Mädel hier noch ordentlicher, noch disziplinierter und sauberer sein müßten als alle anderen, antwortete es ohne zu zögern: „Weil wir hier so dicht an der Grenze leben." Eine Zehnjährige nur, und doch stand sie als Jungmädel schon mitten im Leben ihres Volkes.

Der Wille zum Schaffen und die Treue zum Führer, das waren die beiden Bekenntnisse, die sich durch alle Kundgebungen und Appelle zogen, an denen Trude Mohr zwischen den sächsischen Mädeln stand und zu ihnen sprach:

„Wir sind eine Jugend, die mehr zu wollen und mehr zu schaffen hat als jede Jugend vor uns. Wir sind eine Jugend, die disziplinierter, anständiger und sauberer sein muß als jede andere. Auf uns sieht die Welt als auf die Jugend des Führers und damit des neuen Deutschen Reiches. Wir haben diese Verpflichtung, die uns damit gegeben ist, in all unserer Arbeit, in unserer Haltung und in unserem Einsatz zu erfüllen. Schon das kleinste Jungmädel, das in unseren Reihen steht, muß um diese Verpflichtung wissen und sie für sein Teil zu erfüllen suchen."

So kann diese Erziehung im Bund nicht dazu dienen, diese und jene Mädel so weit zu bringen, daß sie sich später einmal allein im Leben zurechtfinden, sondern sie hat ein weit größeres Ziel zu erfüllen: Sie muß die Garantie dafür geben, daß einmal in Deutschland Frauen sein werden, die sich der Größe der Aufgaben, die ein Volk überhaupt stellen kann, bewußt sind, und diese Aufgaben lösen werden. Diese Erziehung kann deshalb auch nicht jungenhaft oder oberflächlich sein: Sie muß in der Gemeinschaft jedes Mädel zur verantwortungsbewußten Trägerin der nationalsozialistischen Weltanschauung formen." —

Neben diesen Feierstunden, den Betriebsappellen und den Kundgebungen auf Plätzen und Straßen, besuchte Trude Mohr die Arbeitsstätten, an denen Mädel und Jungmädel durch ihrer

Hände Arbeit ihr Brot verdienten. So saßen in einem kleinen Ort im Erzgebirge acht Jungmädel, zehn und elf Jahre alt, vor dicken Klöppelsäcken und warfen mit flinken Fingern die hölzernen Klöppel hin und her, daß der Raum ganz erfüllt war von einem ununterbrochenen Klappern.

„Schon drei Jahre," antwortete eins auf Trude Mohrs Frage, wie lange es denn schon klöppeln könne. Also seit dem siebenten Lebensjahr. Aber das war noch nicht das früheste Alter. Einige konnten es schon seit dem fünften. Mit ehrlichem Stolz packten sie ihr zusammengerolltes Stück Spitze aus dem Tüchlein, das hinten am Klöppelsack befestigt wird. Aber nicht nur Spitzen konnten sie herstellen, sondern sogar Kragen, Decken und Kissenplatten, die in einer kaum glaublichen Feinheit und Fertigkeit gearbeitet waren.

Hier wurde geschafft, und die Freude an der Arbeit wuchs zugleich mit dem eigenen Werk. Die Jungmädel klöppelten nicht nur, um eine alte Volkskunst wieder ins Leben zu rufen, sondern sie verdienten damit Geld, das der Haushalt daheim oft so bitter nötig hatte.

Um gerade diesen Mädeln, die Tag für Tag in der Heimarbeit mithelfen müssen, die draußen in den Städten hinter Maschinen und Verkaufstischchen stehen, einen Ausgleich in ihrer anstrengenden Arbeit zu geben, hatte der Obergau Sachsen bereits im Vorjahre große Zeltlager in allen Teilen seines Bereiches durchgeführt. Insgesamt fanden 45 Zeltlager an der Grenze statt, in denen 2354 Mädel Erholung und Ruhe fanden, und aus denen sie mit frischen Kräften an ihre Arbeitsplätze zurückkehrten. Sehr wesentlich trugen die Sportfeste des Sommers mit ihren 40 650 Teilnehmerinnen dazu bei, die körperliche Ertüchtigung des sächsischen Mädels auch vor der Oeffentlichkeit unter Beweis zu stellen.

Den Abschluß der gesamten Veranstaltungen des sächsischen BDM bildete eine Arbeitstagung sämtlicher Untergauführerinnen Sachsens mit der Reichsreferentin und der Obergauführerin. An dieser Tagung nahm außerdem der sächsische Gauleiter Pg. Mutschmann teil, durch dessen Anwesenheit die enge Zusammenarbeit zwischen der nationalsozialistischen Jugendorganisation und der Partei wohl am besten zum Ausdruck kam.

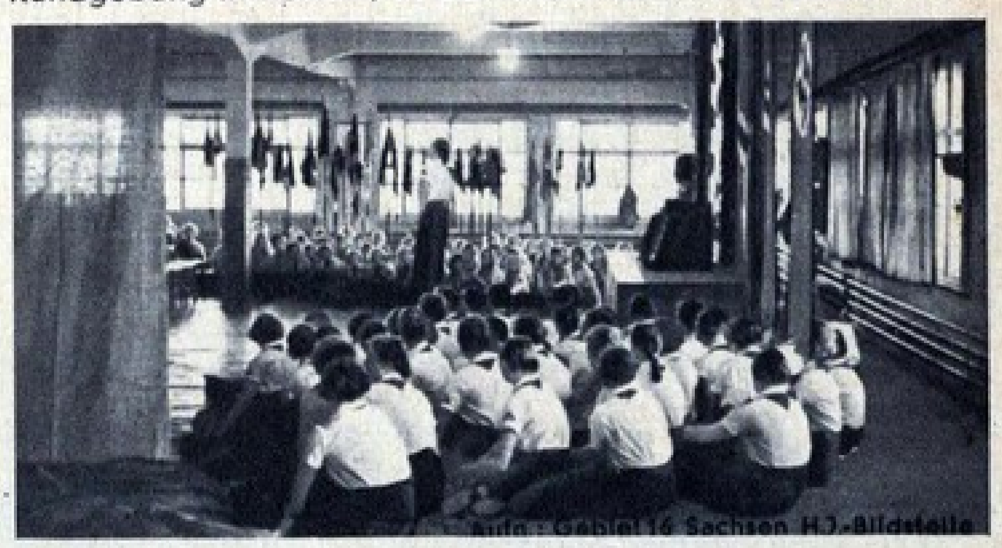
Ein Beweis unserer Arbeit sollten die Kundgebungen sein und darüber hinaus Aufruf und Werbung für alle, die noch nicht in den Reihen der nationalsozialistischen Mädelorganisation stehen — Erlebnis der Gemeinschaft und Verpflichtung zu neuem Einsatz waren sie für uns; denn mit neuer Schaffensfreude kehrten wir wieder zurück in unsere Standorte und an unsere täglichen Arbeitsplätze.



Gauleiter Martin Mutschmann in der Sachsenschule des BDM



Kundgebung in Döbeln, zu der Kreisleiter Bahr 2 Lauten stiftete

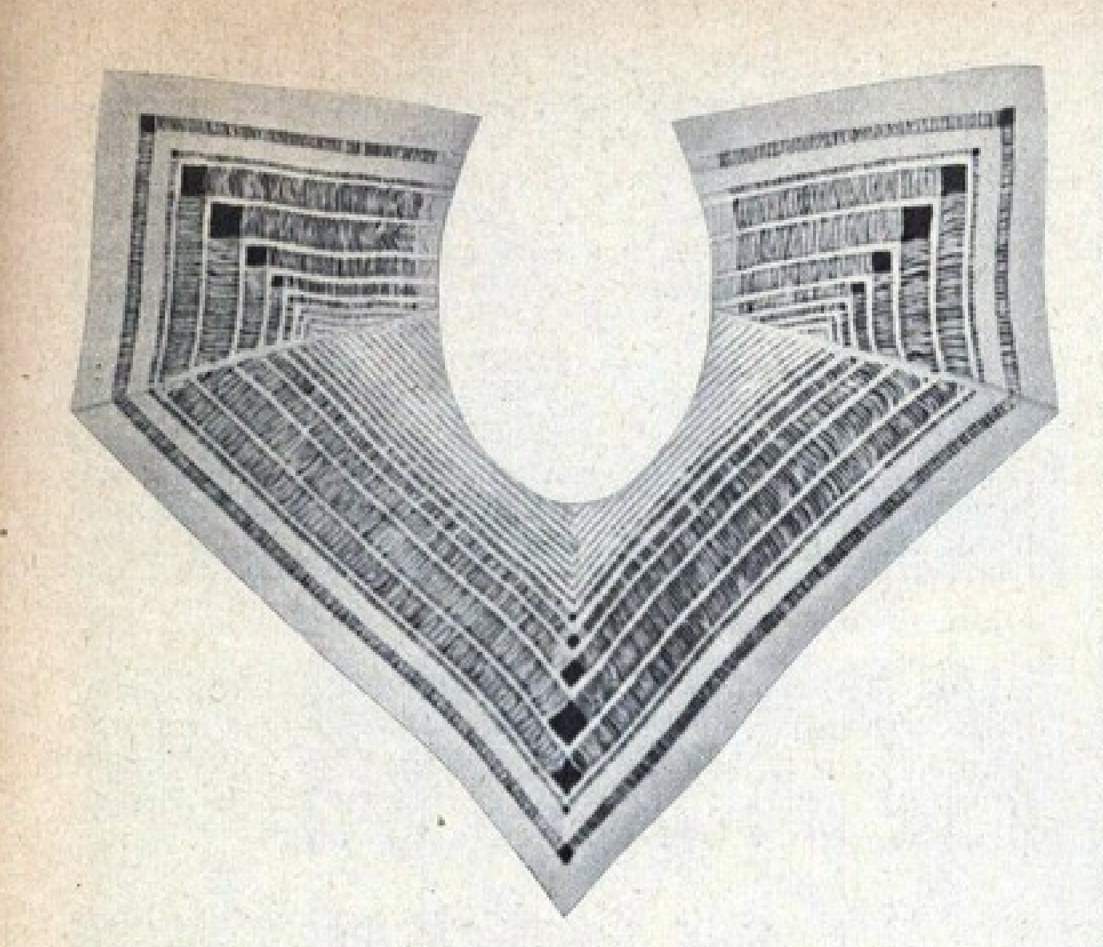


Aufn.: Gebiet 16 Sachsen HJ.-Bildstelle

Oben: Trude Mohr spricht auf dem Betriebsappell in Zwickau

Unten: Kundgebung des BDM auf dem Markt in Mittweida





Wir wollen das Gediegene

Unser Kleid im Sommer

Trotzdem von Zeit zu Zeit immer wieder von Außenstehenden der Versuch gemacht wird, eine „Vermännlichung des deutschen Mädels" durch die Gemeinschaftserziehung im Bund Deutscher Mädel herauszufinden, und trotzdem diese wohlmeinenden Warnrufe in längeren oder kürzeren Darlegungen ihren Niederschlag finden, gehen wir Mädel im Bund unbeirrt unseren eingeschlagenen Weg weiter. Wir haben keine Zeit, uns mit den Ewig-Aengstlichen auseinanderzusetzen. Man wird einen Außenstehenden auch niemals durch Worte von dem Wesensgemäßen unserer Arbeit überzeugen können, sondern das wird einzig und allein unserer praktischen Leistung, der Art, mit der wir unserem Leben im Bund und auch im eigenen Alltag Form und Inhalt geben, vorbehalten bleiben.

Wir haben aus dieser Erkenntnis, die uns durch unsere praktische Arbeit, auf den Elternabenden, auf unseren Feiern und Festen bereits in allen Teilen des Reiches immer wieder bestätigt worden ist, bewußt auch die Frage nach einer äußeren, wesensgemäßen Lebenshaltung gestellt. Denn gerade wir, die wir in der nationalsozialistischen Jugendgemeinschaft die Verwirklichung unserer Weltanschauung am stärksten erleben, sind berufen und verpflichtet, dieser inneren Haltung auch nach außen in Kleidung und Stilempfinden Ausdruck zu geben.

Jedes BDM-Mädel muß sich aus diesem Grunde selbst mit allen Fragen des Geschmacks und der Kleidung befassen, denn — und das sei hier noch einmal grundsätzlich festgestellt — es können wohl allgemeine Richtlinien gegeben werden, aber ein Kleid kann nur dann uns selbst und unserer Mitwelt wirklich Freude machen, wenn es in Schnitt und Herstellung dem Wesen und Stil seiner Trägerin entspricht. Wenn wir jetzt im neuen Frühjahr darangehen, uns auf den Sommer vorzubereiten, soll diese Tatsache uns allein bestimmen in der Art, wie wir unsere alten Kleider wieder frisch herrichten oder die Auswahl von neuen treffen.

Es ist selbstverständlich, daß wir jede Art von unechter „Aufmachung" ablehnen. Daneben verlangen wir aber von einem Kleid, daß es unserem Wesen entsprechend jugendlich frisch und farbenfreudig ist. Es ist nicht damit getan, Stoff und Schnitt des Kleides einseitig auf eine „germanische Linie" auszurichten — im Gegenteil, wir müssen uns immer dessen bewußt sein, daß wir Mädel heute mitten in einer Zeit der Technik und Maschine leben, und daß gerade von uns ein jedes Ding seine neue Prägung erhalten will.

Was die Auswahl des Stoffes anbelangt, so sei hier nur ein Vorschlag unter vielen kurz hervorgehoben: Stets wird ein hübsches Leinenkleid uns viel Freude machen. Denn schon das

Aufnahmen: Liese Lotte Breyer

Material, der Leinenstoff, ist ein ursprüngliches, ein sogenanntes „edles“ Gewebe. Wer außerdem handweben kann, wird sich dazu mit Leichtigkeit einen der Farbe entsprechenden Gürtel oder eine hübsche bunte Borte anfertigen können, die dem Kleid sogleich eine handwerklich saubere und gediegene Prägung geben. Es ist im übrigen überhaupt nicht nur bei einem einfachen Leinenkleid, sondern bei jedem Kleid darauf zu achten, daß es tadellos verarbeitet wird. Wir Mädel müssen es uns zur Pflicht machen, besonders auf die handwerkliche Verarbeitung aller Stoffe besonderen Wert zu legen, wir müssen wieder ein Augenmaß für die gute handwerkliche Leistung bekommen.

Wollen wir uns für den Sommer kein neues Kleid kaufen, sondern ein altes wieder herrichten, so gilt auch hier die gleiche Forderung der sauberen Verarbeitung. Wie kann ich nun einem alten Kleid wieder ein frisches und neues Aussehen verleihen? Oft kann dies — wenn es zu dem sonstigen Schnitt des Kleides paßt — schon durch einen neuen Kragen erreicht werden.

Zum Beispiel zeigt uns das nebenstehende Bild einen sehr schönen Leinenkragen aus dem bekannten Gminder Leinen. Als Stickmaterial für die Verzierung ist Seidentwist verwandt, und zwar sind die Querfäden in verschiedenen Abständen und Mengen ausgezogen, wodurch natürlich verschieden breite Zwischenräume entstanden sind. Wer schon einmal selbst Hohlsaum gearbeitet hat, weiß, daß nun die stehengebliebenen Fäden befestigt werden müssen, da sich sonst der Zwischenraum verschieben würde. Diesmal ist dies nicht durch Hohlsaumstich, sondern durch einen einfachen Hexenstich erreicht worden.

Da dieser Stich über die ganzen stehengebliebenen Fäden gestickt worden ist, ist eine stärkere Weißwirkung erzielt worden — fast, als wäre der Kragen dadurch in Streifen aufgeteilt, und zwar in die dicken, weiß übergestickten Streifen und die durchsichtigen ausgezogenen. Da diese Art der Verzierung sehr leicht herzustellen ist, wird es jedem Mädel möglich sein, sie an seinem eigenen Kleid einmal auszuprobieren.

Neben diesem geraden, ein wenig strengen Kragen besteht die Möglichkeit, auf entsprechendem Stoff eine Rüsche aus Glasbatist anzubringen. Allerdings muß man dabei sehr geschickt und vorsichtig zu Werke gehen, damit nicht der Eindruck des Ueberladenen und Steifen entsteht.

Wir können also auf verschiedene Weise unsere Kleider hübsch und geschmackvoll herrichten. Wir werden nicht nur uns selbst, sondern auch unseren Mitmenschen eine Freude damit bereiten, wenn wir uns geschmackvoll und unserem eigenen Stile gemäß kleiden. Wer hätte nicht Freude an dem frohen Eindruck, den eine stilvolle Einheit von Kleid und Trägerin bei jedem Menschen hervorruft?

Ein Niedersachsenmädel.

Ein Hörspiel wird

Eines Tages bekam ich ein Hörspiel über „eine Bauernhochzeit im Ebsdorfer Grund“ (bei Marburg) zugeschickt. Dialekt! Schade, so schön das ist und uns ganz unmittelbar das Bauerntum, das in dieser Gegend noch so kernig und gesund ist, empfinden läßt, — so müssen wir bei einer Sendung doch auf das ganze Sendegebiet Rücksicht nehmen, und da würde kaum jemand etwas verstehen. So mache ich mich auf in den Ebsdorfer Grund, um mit dem Mädel die Angelegenheit in eine „sendereife“ Form zu bringen.

Es ist ein sonniger Frühlingstag. Am Südbahnhof in Marburg steht ein Bimmelbähnchen, das Bindeglied zwischen dem Städtchen und dem Land, das tagaus — tagein, morgens, mittags und abends brav und treu seine Strecke abfährt. Zwei Wagen sind es nur, etwas hochbeinig und betagt, davor eine winzigkleine Lokomotive. Zwei Uhr! — Bimm — bimm — die kleine Maschine setzt sich in Bewegung.

Ab und an hält das Bähnchen mit einem Ruck, dann steigen ein paar Frauen und Mädchen, die in der Stadt eingekauft haben, aus. Den Dörfern im Ebsdorfer Grund sieht man den Wohlstand an, fast ausschließlich stattliche Bauernhöfe.

Eine Haltestelle hinter Ebsdorf habe ich mein Ziel erreicht. Anekathrin steht am Bahnhof und erwartet mich. Hier im Grund trägt noch alles Tracht, Marburger Tracht, mit weiten, weichfallenden Röcken. Das Haar ist auf dem Kopf zusammengefaßt, im sogenannten „Schnatz“. — Schnell sind wir miteinander warm und kennen uns schon ganz gut, als wir den Hof von Anekaths Eltern erreichen.

Hier herrscht allgemein die fränkische Bauweise, während man erst im Norden Kurhessens die niedersächsischen Bauernhäuser vorfindet. Klar und sauber heben sich die weißen Felder von den dunklen Balken des Fachwerks ab. Am Eingang zum Wohnhaus steht links und rechts ein Lindenbaum. In der Küche ist die Mutter am Herd beschäftigt und heißt mich freundlich willkommen. Die Wände sind rundum mit bunten Kacheln belegt.

Anekath führt mich in ein Stübchen neben der Küche, das ist schmuck und sauber. In der Ecke steht ein Spinnrad, Anekaths Eigentum, wie sie mir voll Stolz erklärt. Das Rad ist rundherum mit kleinen Herzen bemalt. Herzen, gemalt oder gestickt, findet man überall an hessischem Bauerngut.

Wir sitzen uns an einem kleinen Tischchen gegenüber, überlegen und schreiben, schreiben und überlegen. Hin und wieder fällt mein Blick durch das Fenster über das sonnenbeschienene Dorf, hin zu den braunen Feldern, zu dem lichten Wald . . .

Von nebenan ruft Anekaths Mutter zum Kaffeetrinken. Auf dem Tisch steht eine Menge Kuchen, Zwetschen- und Apfelkuchen, vom Herd steigt der Wohlgeruch des Kaffees einem angenehm in die Nase. Wie das schmeckt! Der Zeiger auf der kleinen Wanduhr ist schon bedenklich vorgeschritten und mahnt uns von neuem zur Arbeit.

Mit Windeseile fliegt meine Hand über das Papier, Abkürzungen präge ich, die nachher nur noch als geheimste Geheimschrift für mich allein lesbar sind. Durch das hochgelegene Fensterchen fällt der letzte Sonnenstrahl. „Du mußt jetzt erst noch vespern, die letzten beiden Sätze, die noch fehlen, schreibe ich in der Zeit noch schnell auf! „Komm!“ Und wieder sitze ich in der behaglichen Küche und lasse es mir schmecken.

Eine Katze schnurrt durch den Raum, in dem die Dämmerung ihre ersten Schatten wirft. Anekath schreibt und schreibt, jetzt hat sie das letzte Wort zu Ende gebracht. Erleichtert legt sie den Bleistift aus der Hand. Wir sind ganz stolz; in den wenigen Stunden haben wir das ganze Manuskript in ein Hochdeutsch gebracht, dem man deutlich anmerkt, wo es beheimatet ist, und das doch für jeden verständlich ist.

Es ist jetzt Zeit, zum Bahnhof zu gehen. Die Mutter, die in ihrer schönen schwarzen Tracht so sonntäglich feierlich aussieht, bringt uns bis zur Haustür. Am Abendhimmel blitzen die ersten Sterne auf. „Nun hast du überhaupt nichts vom Dorf und sonst auch gar nichts gesehen, es ging alles so schnell, na, wenn du wiederkommst, bleibst du länger hier, dann zeige ich dir alles, und wir gehen auch mal 'rüber nach Ebsdorf, gell, kommst bald mal wieder!“

Dann erzählt mir Anekath noch ein wenig vom Hörspiel. Das macht sie alles auf dem Feld; bei der Arbeit kommen ihr die besten Gedanken. Zu Hause lange hinsetzen und nachgrübeln, nein, das könnte sie nicht. Zum Schluß erzählt sie mir noch von ihrer Berliner Reise im vergangenen Frühjahr. Zur Hochzeit des Ministerpräsidenten Hermann Göring war sie und ein Bursche als Abgesandte der kurhessischen Bauernschaft hingeschickt; als Geschenk haben sie ein Spinnrad mitgenommen.

Immer dunkler ist der Himmel geworden, immer klarer das Leuchten der Sterne. Aus der Ferne kommt langsam mein Bähnchen herangebimmelt, das kennt kein Hasten und Jagen.

Ist es müde, oder will es sich mit der Nacht noch nicht vertraut machen? Die kleine Lokomotive hat das eine Lichtauge zugekniffen und blinzelt mit dem andern vergnüglich in die Welt. — Noch lange winken wir uns zu, Anekath und ich, — bis das Bähnchen um eine Ecke biegt und uns die gegenseitige Sicht nimmt.

Ein kurhessisches Mädel.



Aufnahme: Rüsch-Foto

Georg Kolbe und wir

Gestaltung von Reinheit, Kraft und Leidenschaft

Von den heute lebenden Künstlern ist uns Kolbe einer der nächsten. In unseren Führerinnenschulen und Mädelheimen, in der Großstadt und auf dem flachen Lande, überall finden wir die Werke dieses deutschen Plastikers, der altersmäßig — er wurde 1877 geboren — gar nicht mehr unserer Generation angehört und doch in seinem Schaffen so vieles verkörpert, was in uns allen als Sehnsucht und als Wille lebt. Kunstkritische Wertungen und ästhetische Urteile werden wesenlos vor dem Werke dieses Künstlers. Es wird von Tausenden aufgeschlossener und empfänglicher junger Menschen verstanden und bejaht. So lebt und wirkt es in unserem Volke.

Es ist wohl die Reinheit und Kraft, mit der er seine Menschen gestaltet, vielleicht auch die Einfachheit seiner Formensprache, die uns so packt. Wir erleben sie stark in der Plastik: Die Kniende. Wir schauen ein tiefruhig kniendes Mädchen von untadeliger Nacktheit — ein stilles Haupt, auf die Schulter geneigt —; einen aufrechten jungen Leib von unnahbarer, herber Schönheit — die Arme schwer herabhängend, wortlos, stumm, fordernd — zwei starke Schenkel, ihrer eigenen Kraft anvertraut — atmende Stille rundherum, hellgraue Ferne hinter den Dingen . . . Diese Mädchengestalt verkörpert das, was wir suchen, oft vielleicht unbewußt: ruhige Sicherheit, selbstverständliche Klarheit, eine stille Hingabe und Bereitschaft für etwas, das größer ist als wir selbst.

In all dieser Einfachheit steckt eine verhaltene, gebändigte Leidenschaft. Hinter diesen Formen steht ein Glaube, der stark und fordernd ist. Wir sehen die Sitzende gelöst und wiederum gefesselt, sicher in sich selber ruhend, gleichsam abwesend.

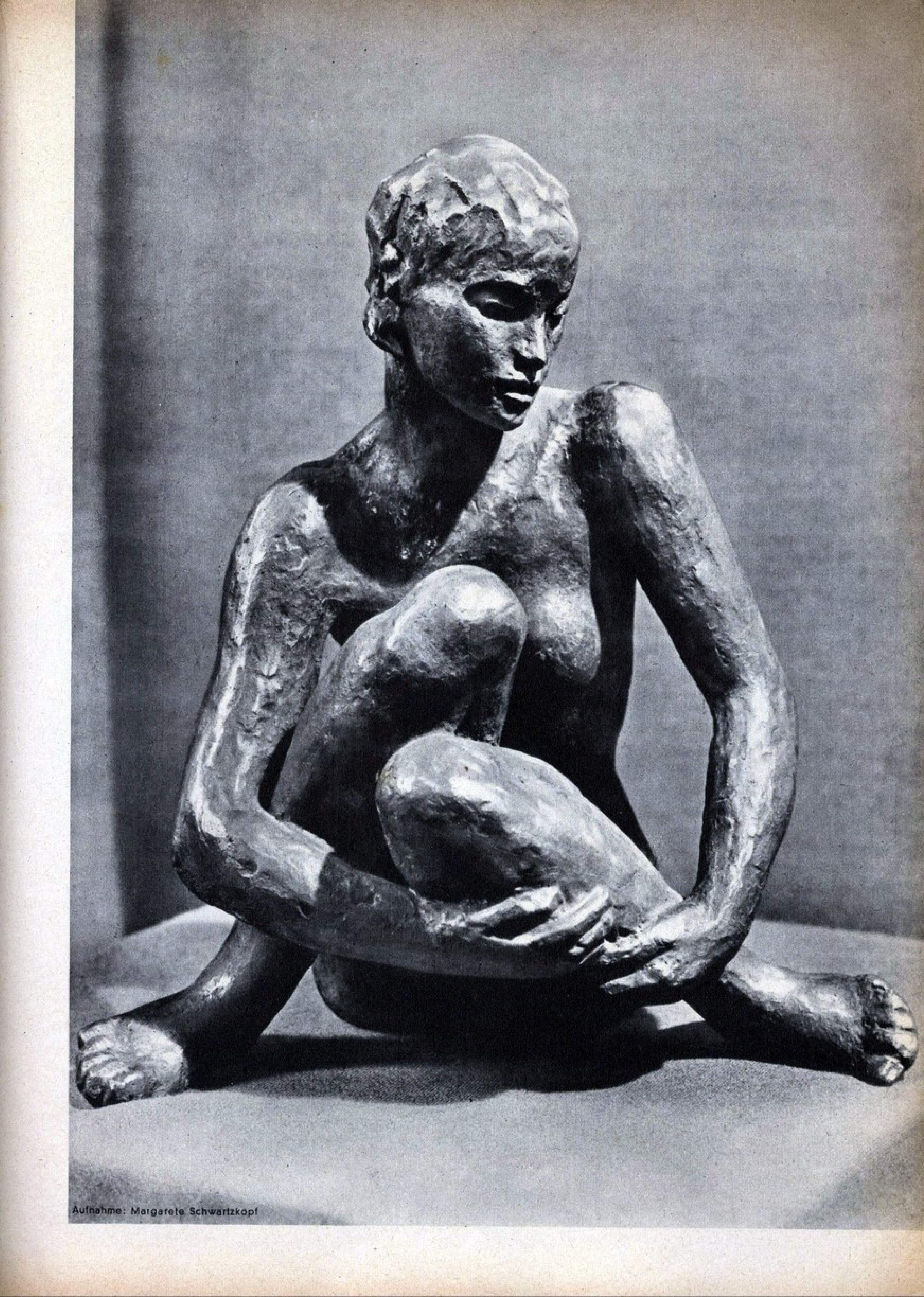
Sie fragt nicht mehr leise, geheimnisvoll, wie ihre junge Schwester; sie weiß um die Macht, die sie in sich trägt. Sie zieht die Knie an den Leib, schließt die Arme fest darum, läßt es dunkel und warm kreisen in sich, um das zu tragen, was Frauentum nun einmal tragen muß.

Wie schön ist diese Frau, ohne Pose, ohne Absicht, voll ernster Wahrheit. Schön ist dieser Gleichklang der Glieder, die mit Gott, der Welt und sich selber so eins sind; körperhaft und doch wesentlich, optisch und doch geistig, Werkzeug und doch Gespräch mit der Seele. So sitzt sie, schweigt und lauscht in sich hinein. Und doch fragt auch sie. Die äußersten Zehen, die Knie, die Ellenbogen, die schimmernden Schultern, der ungebeugte Kopf mit den versunken in sich hineinstarrenden Augen: sie alle sind ja nur ein einziges Sinnen. Aber diese junge Frau weiß schon, daß man die eigentlichen Fragen nicht von außen her zu lösen vermag. In sich selber findet sie ihr Gesetz und ihre Bahn.

Wir fühlen uns angerufen von diesen Gestalten Kolbes wie vom Leben selbst; in ihnen steht die Welt auf, wie wir sie in uns tragen. Die tiefste Wahrheit seiner Formen findet er nicht in der naturtreuen Wiedergabe des Wirklichen; er sieht keine Zufälligkeiten, sondern das Wesenhafte; er formt aus klarem, farblosen Stein ein lebendiges Bild der Menschen unserer Zeit. Wir brauchen keinen Heiligenschein, darin wir uns spiegeln können, kein verquältes Ideal, keine großen Worte, keine Ekstase. Wir sind einfach geworden; vielleicht etwas kurz und sparsam, aber voller Hingabe und Glauben. Und so lebt in Kolbes Gestalten der Mensch von heute, schreitet und kniet, steigt und sinkt, strauchelt und stürzt, findet neue Kraft zu neuen Taten.

Jeder rechte Künstler dient in der Größe seines Werkes einer vielfach so großen Idee. So auch Kolbe. Sein Glaube an die freie Sicherheit des Menschen auf der Erde und doch an die Hingabe und Gebundenheit an etwas Größeres, an einen göttlichen Willen, der in allen Dingen lebt, hat in seinem Schaffen Gestalt angenommen. So ist er einer von denen geworden, die durch ihr Werk uns Jungen helfen, neue Wege zu finden und zu gehen.

Eine Berliner BDM-Führerin.



Aufnahme: Margarete Schwartzkopf


IIA 19357

Das ist der Sinn des 1. Mai, der durch die Jahrhunderte hindurch in Deutschland gefeiert werden soll, daß an ihm all die Menschen, die im großen Räderwerk unserer nationalen Arbeit tätig sind, zueinander finden und gegenseitig sich einmal im Jahre wieder die Hand reichen in der Erkenntnis, daß nichts geschehen könnte, wenn nicht alle ihren Teil der Leistung und der Arbeit dabei vollbringen. Und so haben wir als Motto dieses Tages gewählt den Satz: Ehret die Arbeit und achtet den Arbeiter!

Adolf Hitler zum Tag der Arbeit

Am 1. Mai im Berliner Lustgarten

„So . . ., und nun als letztes der Obergaubefehl: Am 1. Mai antreten zur Jugendkundgebung im Lustgarten. — Unsere Mädelgruppe versammelt sich am 1. morgens 6 Uhr auf dem Brunnenplatz, von da aus werden wir uns in der Chausseestraße mit den übrigen Mädelgruppen vom Untergau treffen." Herrlich, da kriegen wir sicherlich den Führer zu sehen . . .!

Die wenigen Tage bis zum 1. Mai, dem nationalen Feiertag der Arbeit, sind schnell vergangen. Pünktlich zur verabredeten Zeit ist unsere Jungmädelgruppe zusammen. Ziemlich kalt ist es noch, aber wir achten nicht sehr darauf. Wir haben keine Zeit, denn alle Gedanken drehen sich um die kommenden Stunden, um unsere Jugendkundgebung, zu der der Führer kommen wird.

Als unser Zug sich in Bewegung setzt und in die nächste Hauptstraße einschwenkt, können wir feststellen, daß wir nicht die einzigen sind, die heute schon so früh durch die geschmückten Straßen ziehen. Trotz der vollbesetzten Straßenbahnwagen, die an uns vorüberfahren, liegt aber noch eine sonntägliche Ruhe über dem frühen Tag. Da stimmen vorn die ersten eines unserer Lieder an; alle fallen ein, und die Menschen in den Fenstern und Wagen nicken uns freudig zu.

Als alle drei JM-Gruppen unseres Untergaues versammelt sind, formieren wir uns aufs neue. Ein langer Zug ist es jetzt geworden; unwillkürlich gleitet der Blick in stolzer Freude die Reihen vor uns hinauf. Man spürt: Straff und diszipliniert und dennoch durchaus mädelhaft haben sich Hunderte zu einer Einheit zusammengeschlossen.

Je näher wir unserem Ziel kommen, desto mehr Gruppen und Gliederungen treffen wir. Einige Schulklassen sind ebenfalls unter den Neuhinzukommenden. Jedesmal, wenn wir eine solche überholen, horcht jede von uns unwillkürlich auf den festen Gleichschritt unserer Einheit, auf den hellen Rhythmus unseres Liedes. Welch' Unterschied . . ., müssen wir da denken. In einem solchen Augenblick spürt jede wieder die Geschlossenheit, die Einheit, die über unserer Gemeinschaft liegt.

Im Lustgarten finden wir schon einen großen Teil der Berliner Hitler-Jugend versammelt. Es gelingt uns aber noch, ziemlich dicht an die Rednertribüne, von der aus der Führer sprechen wird, heranzukommen.

Heller Sonnenschein liegt über dem weiten Platz, auf dem die ganze Jugend Berlins zusammengefaßt ist. Wir reden nicht viel, denn alle Gedanken sind auf das kommende Ereignis gerichtet. Zwar haben viele von uns den Führer schon gesehen, aber ebensoviele haben dieses Glück noch nicht gehabt und sind daher doppelt froh, daß heute ihr größter Wunsch in Erfüllung gehen wird.

Plötzlich erklingt der Badenweiler Marsch. Wie gebannt sieht alles auf die Anfahrtstraße am Dom, durch die der Führer kommen muß. Heilrufe werden laut, pflanzen sich in Windeseile fort und steigern sich zu nicht endenwollendem Jubel, als der Führer das Rednerpult betritt.

Atemlos verharren alle, als nun der Führer seinen Ruf an die deutsche Jugend richtet. In allen Teilen des Reiches stehen zu dieser Stunde unsere Kameraden und Kameradinnen vor den großen Lautsprechern und hören mit uns zusammen die Worte des Führers . . .

Neben mir steht Lotte, die als Packerin in einer Bonbonfabrik am Wedding arbeitet. Monatelang hatte sie gespart, um sich eine neue Kluft zu kaufen. Gestern haben wir noch aus unserer Gruppenkasse Knoten und Fahrtentuch gekauft . . . Nun trägt sie heute zum erstenmal die Kluft. Unwillkürlich sehe ich zu ihr hinüber. Ohne es zu wissen, hat sie Grete, die auf der anderen Seite neben ihr steht, bei der Hand gefaßt und hält sie fest. Mit glänzenden Augen blickt sie dabei unverwandt auf den Führer.

Einen Augenblick nur habe ich sie angesehen, dann reißt es mich selbst wieder mit. Nicht endenwollender Jubel bricht aus uns auf, als der Führer geendet hat. Immer wieder erklingen Heilrufe, begleiten ihn bei der Rückfahrt durch unsere Reihen, die Straßen entlang, hin zur Reichskanzlei . . .

Die Jugendkundgebung, die alljährlich den Feiertag des deutschen Arbeiters einleitet, ist geschlossen. Ueberall verlassen die Einheiten den großen Platz. Wir Mädel aus dem Norden haben einen der längsten Wege, bis wir wieder in den Bereich unseres Untergaues kommen. Aber niemand merkt das jetzt. Lied um Lied erklingt; und jetzt, nach dem Erlebnis der großen Jugendkundgebung, spüren wir erst recht die stolze Freude, die in uns beim Ueberholen von Schulklassen aufsteigt.

So erleben wir heute noch einmal stark und unmittelbar: Wir, die wir den Ruf des Führers gehört haben, die wir uns eingereiht haben in die große nationalsozialistische Jugendgemeinschaft, um unseren Anteil am Aufbau des Dritten Reiches beizutragen, wir sind die Jugend des Führers. Und jede von uns möchte in diesem Augenblick den Vorüberziehenden zurufen: Reiht auch ihr euch ein! Denn auch ihr gehört ja zur großen deutschen Jugend!

Ein Jungmädel aus dem Berliner Norden.

Wir treten aus dem Glied

Berliner JM-Führerinnenanwärterinnen im Schulungslager

Schon lange vorher war es ein großes Raten und Fragen, wie dieser Kurs verlaufen würde, der für die 240 Jungmädelführerinnenanwärterinnen, die je vierzehntägig erfaßt wurden, der erste Schulungskurs überhaupt sein sollte. Nun wurden sie während der Osterferien zusammengeholt, um in praktischen und schulenden Arbeitsgemeinschaften die Ausrichtung zu finden, die einmal entscheidend für ihre Jungmädelführung überhaupt sein soll.

Vierzehn- und fünfzehnjährig sind die Mädel, die vor längstens einem Jahr noch selbst in der Jungmädelschaft gestanden haben und geführt wurden, und die nun die letzte Schulung erhalten sollten, ehe sie zu der Feierstunde zusammentreten, die sie in den Ring der Führerinnenschaft als jüngste Jungmädelführerinnen einschließt, die dazu bestellt sind, den jüngsten Jungmädelnachwuchs zu erfassen und zu erziehen.

Diese beiden Kurse des Obergaues Berlin — neben denen die der Jungmädel-Untergaue liefen, durch die ebenfalls unser Führerinnennachwuchs erfaßt wurde — waren gleichzeitig ein letztes Ueberprüfen der Einsatz- und Leistungsfähigkeit unserer Anwärterinnen: noch einmal schieden wir die aktiven Mädel von den trägen, und damit die führenden von den folgenden, die zu jungen von denen, die der Aufgabe gewachsen sind. Nun aber treten wir an, sind bereit und gerüstet zur Arbeit, und durch unsere Reihen geht die feste Gewißheit der Zuverlässigkeit aufeinander und des Zusammenstehens in der Aufgabe. —

Ein Schulungskurs sollte es werden und wurde doch viel mehr: Ein Zusammengehören in Arbeit, Auseinandersetzung, Pflicht und in einem ungeheuer lebendigen Betrieb, der Ausdrucksform aller JM-Gemeinschaften schlechthin ist, und der am klarsten von einer einfachen Kameradschaft und einem frohen Jungmädelleben spricht.

Eine Stadt ist ihr Obergau, eine Großstadt hat diese Mädel in ihrer Art und ihrer Haltung bestimmt: Es ist dies nicht die Großstadt der hastenden Menschen, der jagenden Eile, der krassen Lichtreklame, der Kaffeehäuser und Sensationen — nein, es ist das Gesicht der Großstadt, in der das Leben selbst herrscht, in der das Schaffen und Denken seinen Ausdruck findet in Bauten, Maschinen, Neuerungen, Fabriken — es ist dies die Stadt des Aufbaues, des Fortschrittes, der Entwicklung, der Schönheit der Arbeit . . . So sind ihre Menschen, und so sind unsere Mädel: Flink sind sie und rege, fleißig und schaffend, kritisch und treu in einem, und straff bis zum jüngsten Jungmädel.

So rücken sie ins Lager ein: Als eine Jungmädelschaft, die im gleichen Denken, in der gleichen Art wurzelt, die unter denselben Lebensbedingungen steht und äußerlich ein Gesicht trägt. So beginnt unser Kurs und wird gekennzeichnet durch eine gemeinsame Grundhaltung: Abwartend, kritisch, fordernd.

Sieben Tage später gehen wir auseinander, und wiederum zeigt der Lagerausklang eine Grundhaltung: Schweigsamkeit, — aber eine feste Zuverlässigkeit, Treue und eine starke Freudigkeit für die Sache. Und das genügt durch lange Zeiten. —

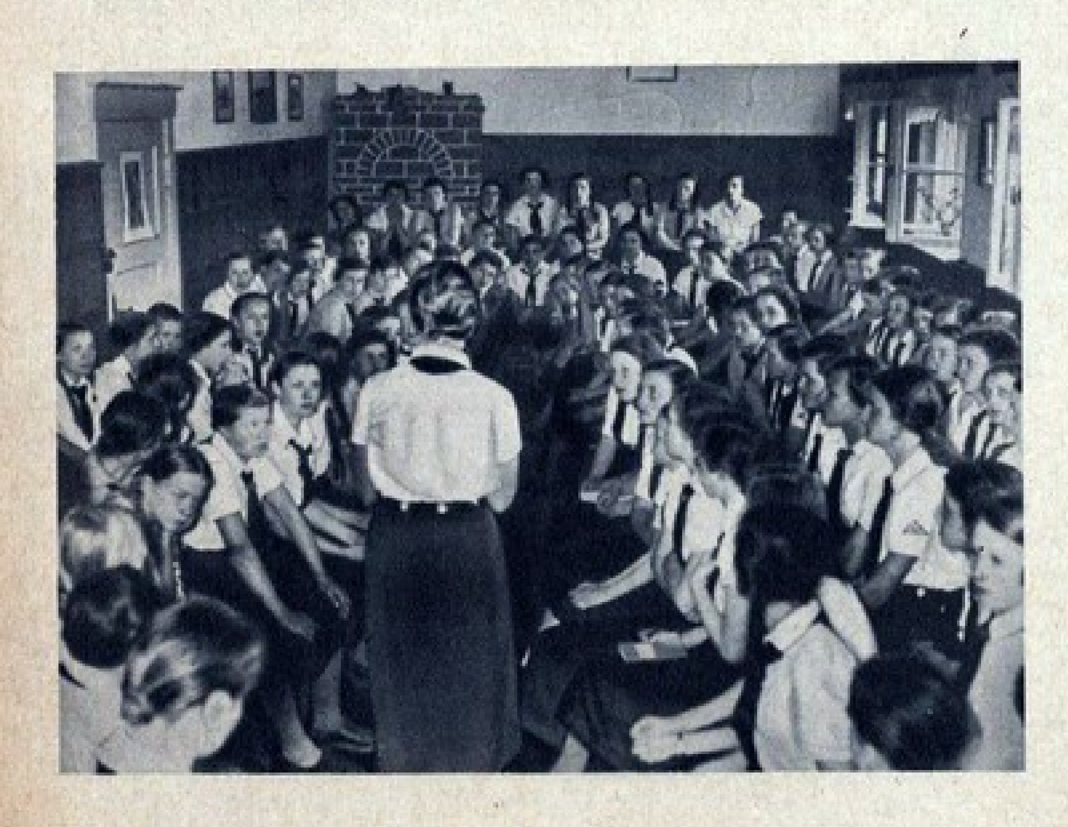
Der Schulungsplan bildete im Lager den Mittelpunkt des Interesses. Nationalsozialismus als Weltanschauung, Bewegung — Partei — Staat, Vorgeschichte, Marktordnung und viele Fragen auf den einzelnen Gebieten waren die Arbeitsgemeinschaften, die uns jeden Vor- und Nachmittag zusammenführten, und in denen wir durch Auseinandersetzungen und Aussprachen einen Abschluß fanden, der jeder einzelnen von uns die Dinge klar und eindeutig aufzeigte.

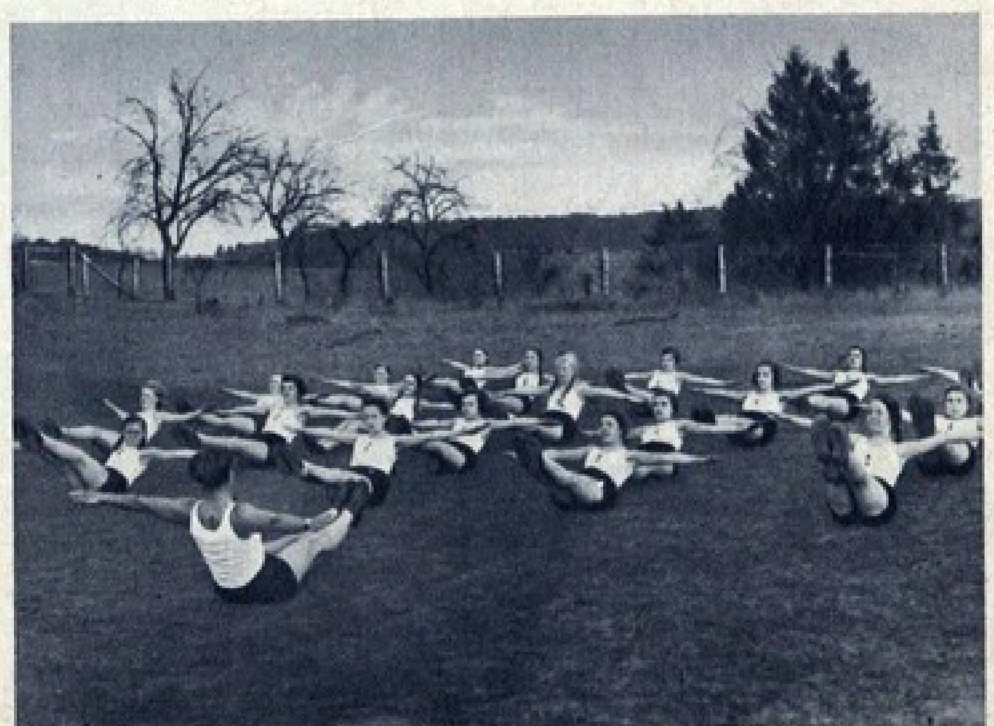
Die Heimabende unterbauten jeweils das Erarbeitete des Tages. Eng aufgerückt saßen wir Abend für Abend in dem überfüllten Tagesraum der märkischen Jugendherberge in Prebelow und hörten auf die Dinge, die uns so unmittelbar angehen, und an denen wir doch so oft vorbeigingen: Durch Goebbels' Buch: „Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei" wurden wir noch einmal zurückversetzt in Zeiten und politische Ereignisse vor der Machtergreifung. Da gab es unendlich viele Fragen und Antworten, und wir spürten mit einemmal so recht, daß dieses politische Geschehen erst kurze Zeit hinter uns liegt, daß wir aber als Jungmädelführerinnennachwuchs vieles nicht mehr in lebendiger Erinnerung tragen, da wir damals noch zu jung waren, um Regierungen, Reichstage, Parteiwirtschaft und die Systemzeit wissentlich mitzuerleben.

Als wir anfingen, politische Geschehnisse zu begreifen, da stand über Deutschland schon die Aufbauarbeit des Nationalsozialismus. Wir verstanden mit einemmal, daß wir als jüngste Führerinnenschaft die Verpflichtung haben, das als lebendiges Wissen in uns zu tragen, was Kampf und Grundsatz in einer Zeit der politischen Auseinandersetzung war. Wir verstanden, daß wir in unserer Haltung und Forderung denen nichts nachgeben dürfen, die diese Zeit mitdurchkämpft und den Kampf mitausgetragen haben.

An diesem Abend sahen wir klar, daß wir keine Forderung erheben dürfen, die wir innerlich nicht selbst erfüllen; über uns allen stand der Wille, auf der Hut zu sein, nicht lau und träge zu werden, und das zu erkennen, was die Art unseres Volkes und seine sozialistische Haltung ist.

Der nächste Abend brachte uns das Erlebnis der Heimat. Wir Großstadtmädel sind nicht entwurzelt, und wir wollen in unserer Heimat, die die große Stadt der Straßen und Häuserfronten ist, nicht die „Asphaltwüste" sehen, die jedes innere Leben abtötet und die Menschen zu Maschinen stempelt. Wir sind Großstadtmenschen und gehören nicht zu den Phantasten, die die Stadt leugnen wollen! Nein, wir stellen uns hinein und schaffen, und spüren den Schwung und das Leben.





Gerade, weil wir wissen, was Heimat heißt, die für jeden Einzelnen ein anderes Gesicht trägt, bedeutete uns der Abend, da wir aus Gorch Fock lasen, so viel. Wir spürten das Starke und Aufrechte dieses Lebens und das Klare und Weite des Landes und seiner Leute. In uns stieg der Wunsch auf, im Sommer dieses deutsche Land und seine deutsche Eigenheit zu erleben.

Aus diesen Arbeitsgemeinschaften und Heimabenden wuchs im Lager die Gemeinsamkeit des Denkens und die Kameradschaft untereinander, die dieses Lager zu einem Erlebnis unserer Führerinnengemeinschaft werden ließ. Ernst und verantwortlich arbeiteten wir in den Stunden des Referates an der Klärung aller auftauchenden Zweifel — aber auf der anderen Seite stand der Frohsinn und das Lachen; damit sie ebenfalls zu ihrem Recht kamen.

Es war ein großes Rumoren und Rennen, Laufen und Ueberlegen, wenn wir in drei Arbeitsgruppen eingeteilt zum Stegreifspiel, Kasper- und Schattenspiel zogen. Ein Nachmittag stand uns zur Verfügung, nachdem wir in der Werkarbeit Kasperköpfe und Schattenfiguren geschnitten und gearbeitet hatten. Zunächst stieg die große Besprechung, in der wir Spielhandlung und Spielverlauf genauestens festlegten; und nach der Ueberlegung setzte dann das Laufen und Rennen ein, wenn es galt, Sachen und Kleider zu „organisieren". Ein langes Ueben gab es nicht, denn dazu blieb uns keine Zeit. Die erwartungsvollen Gesichter der vor uns sitzenden Mädel gaben uns jedoch soviel Anregung und Einfälle, daß wir nur immer schnell nach neuen Puppen greifen mußten, und wenn wir die Puppenköpfe über die Leinwand steckten, dann fiel uns auch schon das Rechte ein. Stegreifspiel mit Kasperpuppen!

Sehr verlockend aber war für jede von uns die Freizeit. Hoch über dem großen Prebelower See liegt die Jugendherberge, und man braucht nur den Berg hinunterzugehen, um zum Bootshaus zu kommen. Auf den Stegen und Brücken herrschte zu dieser Zeit ein so reger Betrieb, daß nicht selten eine von uns in den Fluten verschwand.

Einmal nachts wurde ein großer Nachtlarm durchgeführt. Plötzlich schrillte ein Pfiff durchs Haus, und die Glocke am Turm wurde anhaltend geläutet. Die Anweisung, die wir erhielten, lautete: „In fünf Minuten in Turn- und Trainingszeug und festen Schuhen vor dem Hause angetreten!" — Wir stürzten uns auf den Lichtschalter —, jedoch ohne Erfolg. Nachmittags hatte man unsere Taschenlampen eingezogen, — angeblich, um sie für ein Spiel am nächsten Nachmittag zu verteilen. Ach so!

Fünf Minuten später standen wir alle unten. Es war eine kalte, aber mondhelle Nacht. Schweigend zogen wir in Dreierreihen am Seeufer entlang, daß unsere Schritte weit in die Nacht hallten, — dann ging es über unseren Sportplatz hoch über dem See zurück. Eine kurze Erklärung des Weckens: Nicht nur auf die Schnelligkeit des Anziehens und auf die Konzentrierung im dunklen Raum und Haus kommt es an, sondern auf die innere Bereitschaft, ohne Murren und langes Reden — aus dem Schlaf heraus bereit zu sein, wenn es verlangt wird, und dann seine Sache auch innerlich froh und selbstverständlich durchzuführen! Eine halbe Stunde nach dem Wecken herrschte bereits wieder tiefe Stille und Ruhe im Haus.

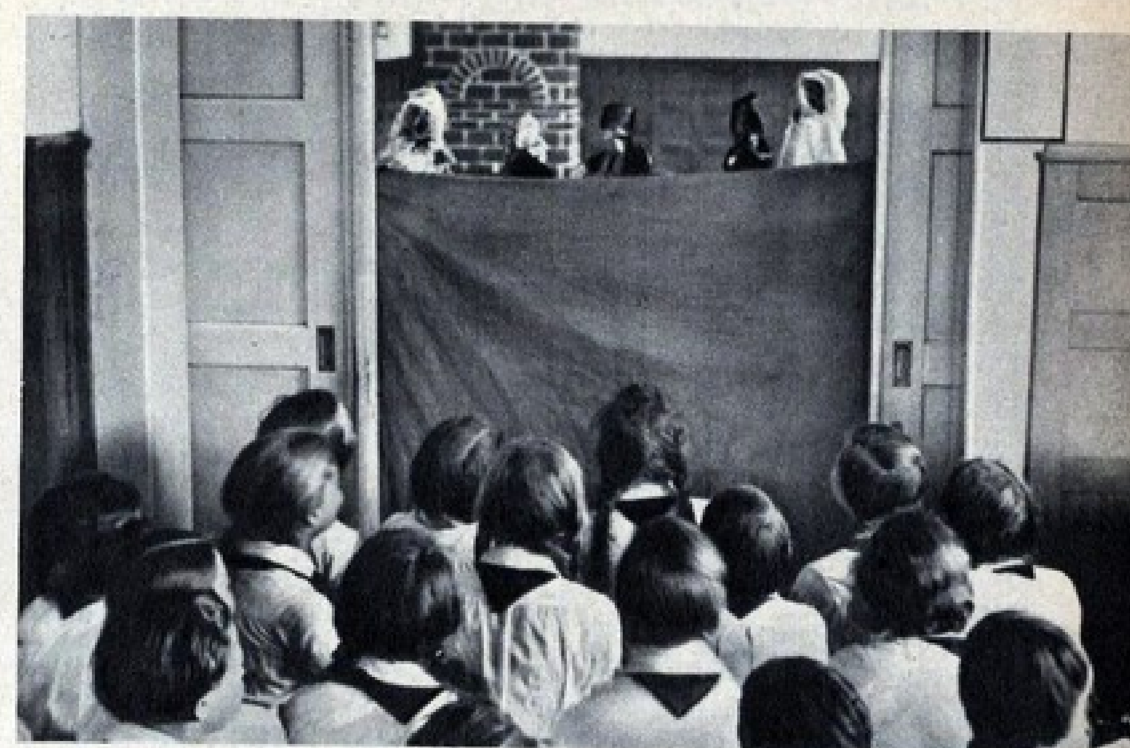
So verging uns allen die Zeit im Fluge. Am letzten Morgen standen wir früh um 6 Uhr vor dem Haus und zogen noch einmal am See vorbei, durch den Wald, und standen eine halbe Stunde später auf der großen Waldwiese.

Wir hielten Ausklang und verstanden, daß draußen auf uns Arbeit wartet, die oft nicht so leicht und froh sein wird, wie diese Lagerzeit, die uns oft nicht die Möglichkeit eines freien Schaffens geben wird, — die wir aber gerade deswegen als unsere Aufgabe anerkennen, und die wir erfüllen als Jugend, die keiner Schwierigkeit aus dem Wege gehen will.

Als Größtes aber nahmen wir das Bewußtsein unserer Zusammengehörigkeit in jeder Lage und zu jeder Zeit mit.

Eine Berliner Jungmädelführerin.









Jungmädel erzählen

Vierzig Küken und ein Jungmädel

Seit drei Tagen sind die Brutmaschinen nun schon in Gang. Man spürt es gleich, wenn man ins Haus tritt. Sobald sich die Tür nur einen Spalt öffnet, zieht ein warmer Luftstrom vom Brutraum herüber. Zu Mittag will Mutter Bosse die ersten Entenküken aus den Kästen nehmen. Ich darf dabei stehen, darf sie ihr abnehmen und dann behutsam in ihren Verschlag setzen.

Als Mutter Bosse endlich sagt: „Nun wird's Zeit", habe ich schon zwei Stunden vor den Kästen gehockt und auf das Rücken und Stoßen gelauscht, das drinnen nach und nach lebendig wurde. Als ich den Kopf einmal dicht gegen den Kasten preßte, war da so ein ganz dünnes, leises Piepsen, und nun wird es immer vielstimmiger.

Mutter Bosse hat indes die Ruhe weg. Da muß ich mich auch gedulden. Sie prüft erst noch einmal die Schaltvorrichtung, dann zieht sie die große weiße Schürze an, und nun wird vorsichtig eine der Klappen geöffnet. Ein wenig erschrocken bin ich über den Geruch, der uns da entgegenschlägt. Um gleich alles sehen zu können, war ich mit dem Kopf ganz dicht herangegangen. Mutter Bosse lacht ein wenig über meinen Eifer, dann greift sie in die dunkle Oeffnung, aus der es piepst und klappert.

Ehe ich mich versehe, halte ich ein kleines zappelndes Etwas in den Händen. Als ich recht hinschaue, bin ich eigentlich enttäuscht. Niedlich kann ich es wirklich nicht finden, dieses verklebte Bällchen mit den feuchten, gelben Flaumfedern und einem Riesenschnabel, der sich dauernd krampfhaft öffnet und schließt. Offenbar ist das Küken so erschrocken von der plötzlichen Helligkeit, daß es nicht einmal mehr piepsen kann. Deshalb setze ich es schnell in den Verschlag zurück. Gleich hält mir Mutter Bosse ein zweites hin. Diesmal ist es schwarz. Dann kommt wieder eins, und so geht es weiter, bis der Kasten leer ist.

Ein paarmal müssen wir einhalten. Dann hilft Mutter Bosse einem, das selbst nicht stark genug ist, aus der Schale. Seltsam sieht es aus, wie ihre großen verarbeiteten Hände ganz leise und vorsichtig Stück um Stück von der Schale ablösen, um ja nicht eines der Beinchen oder Flügelchen zu verletzen. Aber ich mag trotzdem nicht recht hinschauen. Ich hatte mir immer die niedlichen gelben Küken von den Osterpostkarten oder Bilderbüchern vorgestellt. Nun waren die lebendigen doch eigentlich recht häßlich.

Beim Mittagessen halte ich's nicht länger aus, ich muß meiner Enttäuschung Luft machen. Aber Mutter Bosse lacht ganz geheimnisvoll, dann versichert sie mir, sie wolle zusehen, was sich machen ließe. Nach dem Essen führt sie mich in den Brutraum bis vor den Verschlag . . . Und da rollen nun wirklich schwarze und gelbe Seidenbällchen durcheinander, gerade so wie ich sie aus den Bilderbüchern kenne. Ein paar krabbeln in den winzigen hölzernen Futtertrog. Sie wissen noch nichts mit den Körnern anzufangen. Wenn die dünnen Beinchen einmal umknicken, kullert das Bällchen, daß die Körner nur so spritzen.

Wenn es dann mühselig wieder in die Höhe gefunden hat, hängen die Federn voller Futterkörner. Das sieht lustig aus, so daß ich aus dem Lachen gar nicht herauskomme. Ein paar ganz mutige haben sich an den Wassertrog gemacht, aber sie trinken nicht etwa, ih — bewahre, sie schwimmen stolz immer im Kreise herum und piepsen dabei sehr wohlgefällig.

Als eins einmal ganz in meine Nähe kommt, greife ich es heraus. Sein gelbes Fellchen ist nun weich wie Seide und ganz trocken und sauber. Aber sehr ängstlich ist das Küken noch immer. Es zieht das Köpfchen ein und blinzelt mich scheu an. Da lasse ich es schnell wieder laufen.

Nach einer Stunde, als ich wieder an den Verschlag trete, ist bei den Entenküken scheinbar Nachtruhe. Sie haben sich dicht um die Stallaterne gedrängt, die mitten im Verschlage brennt, um Wärme auszustrahlen. Ob sie wohl frieren? Wenn man nicht genau hinsieht, könnte man meinen, dort läge ein großes gelbschwarzes Kissen, so dicht haben sich die Küken aneinander gedrängt. Nur ab und an entsteht an einem Ende Unruhe. Da wird eins von seinen Nachbarn in die Höhe gezwängt und es bleibt ihm nichts anderes übrig, als über die Köpfe seiner schlafenden Brüder und Schwestern hinweg nach außen zu laufen und sich dort von neuem fest anzuschmiegen. Als es mir einmal glückt, die Hand mitten hinein in das kribbelnde, krabbelnde Kissen zu schieben, spüre ich die wirklich erstaunliche Wärme da drinnen und fühle, wie das Leben von vierzig Entenkindern pulst und wogt.

Am Nachmittag scheint die Sonne seit langem das erste Mal. Da öffnen wir eine kleine Tür, die vom Kükenverschlag hinaus in den Garten führt. Draußen hat der Bauer mit einem niederen Drahtzaun ein besonderes Gehege abgegrenzt. Da hinein werden die Küken getrieben. Ich lege mich indes zu ihnen ins Gras und lasse sie mir über Arme und Beine krabbeln. Ab und an nehme ich eins und setze es auf meinen Rücken. Dort stellt es zunächst eingehende Untersuchungen an. Aber bald bittet es mich mit kläglichem Piepsen, daß ich es doch wieder herabnehme, weil es da oben wirklich nichts verloren hätte. Da lasse ich dann mit mir reden.

Wir sind kaum ein paar Minuten draußen in der Sonne, als schon mit aufgeregtem Flügelschlagen eine der ausgewachsenen Enten um die Hausecke gefegt kommt, sich vor dem Gehege aufpflanzt und so laut zu schnattern anfängt, daß im Handumdrehen die ganze Entengesellschaft von der Wiese und vom Teich herunter angewatschelt kommt. Da stehen sie nun, an die sechzig, rund um das Gehege, schnattern, daß einem Hören und Sehen vergeht, schlagen mit den Flügeln, und wenn zwei gar zu arg ins Gedränge kommen, hacken sie mit den Schnäbeln nacheinander.

Mutter Bosse steht am Küchenfenster und erzählt mir, daß die Enteneltern jetzt ihre Kinder suchen, und daß sie sich dabei oft „in die Federn kriegen". Sie hat recht. Man sieht ordentlich, wie jede Entenmutter das größte und munterste Küken als ihres anspricht, und wie es ihr dann zehn andere streitig machen. Nur ein paar ganz abgeklärte Entenherren stehen abseits, picken im Grase nach Würmern und werfen ab und an ein gewiß sehr weises Wort in den allgemeinen Wortschwall.

Meine Entenkinder indes merken von der großen Aufregung, die sie verursachen, nichts. Sie laufen durch das hohe Gras, wie Menschenkinder durch den Wald. Wenn eins in die Nähe meines Gesichtes kommt, lasse ich es auf meiner Nase herumpicken, bis ich nicht mehr an mich halten kann vor Lachen. Dann puste ich ihm um das gelbe Wollköpfchen, daß es schleunigst davonläuft.

Ein Berliner Jungmädel.

Als wenn Zigeuner Frühjahrswäsche hätten

Bei uns im Dorf waren die Jungmädel immer sehr ängstlich, daß sie sich erkälten könnten. Selbst an den heißesten Sommertagen behielten sie unter ihrem Turnzeug noch dicke gestrickte Jäckchen an. Einige trugen sogar auch noch lange Strümpfe, und wehe, wenn wir ihnen sagten, sie sollten doch das dicke Zeug auslassen! Dann kamen gleich ein paar besorgte Mütter und erklärten uns, es sei ein unverantwortlicher Leichtsinn, so etwas von ihren Mädeln zu verlangen, sie könnten sich auf den Tod erkälten.

Da mußten wir uns wohl selber helfen. Am nächsten Staatsjugendtag war es wieder sehr warm. Wir marschierten mit den Jungmädeln in den Wald auf eine große Wiese. Schnell wurde Turnzeug angezogen, und nun wollten wir spielen.

Die Jungmädel wurden in vier Abteilungen eingeteilt. Ich erklärte ihnen das Wettspiel, das diesmal ganz eigenartig war: die erste jeder Abteilung rannte los auf einen bezeichneten Baum zu. Dort wurde schnell das Turnhemd ausgezogen, das wollene Unterjäckchen ebenfalls, Turnhemd wieder an, dann rauf auf den Baum, Jacke oben aufgehängt, wieder runter und zurück zur Abteilung. — Jetzt kamen die nächsten Mädel an die Reihe.

Als die Jacken auf den Bäumen hingen, kamen die Strümpfe an die Reihe. Durch die Wiese floß ein breiter Bach. Dort mußten die Mädel Schuhe und Strümpfe ausziehen, durchwaten, die Strümpfe am anderen Ufer hinlegen, zurücklaufen, Schuhe wieder anziehen. Auf dem Hin- und Rückweg mußten noch je drei Purzelbäume gemacht werden.

So: Jacken und Strümpfe waren wir los! Aber die Mädel hatten ja noch viel mehr Zeug auf dem Leibe; auch hierfür wußten wir Rat. Die Mädel waren ordentlich gelaufen und alle ziemlich heiß. So kam nun das Schönste des Spieles: Dort drüben war im Wald ein dichtes Gebüsch. Fünfzehn Meter davor standen die einzelnen Parteien. Die ersten Mädel liefen los, hinein in das Gebüsch, und jede mußte nun dort an einem bestimmten Platz alles, was sie noch unter ihrem Turnzeug anhatte, ausziehen. Dann galt es, schnell das Turnzeug wieder anzuziehen und die Sachen fein ordentlich auf einem Haufen zusammenzulegen. Die Nächste mußte nun den Platz suchen und ihre Sachen dazulegen. Hierbei kam es auf die Geschicklichkeit der einzelnen Mädel an; denn die Partei hatte gewonnen, deren Mädel zuerst fertig waren.

Das gab eine Freude, als wir den „geschmückten" Wald ansahen. Da hingen auf den Bäumen Jäckchen in allen Größen und Farben und flatterten lustig im Winde. Im Gebüsch lagen lange Reihen anderer Bekleidungsstücke, und am Rande des Baches blühten eigenartige „Strumpfblumen". Es sah aus, als wenn Zigeuner Frühlingswäsche hätten . . .

Von dem vielen Laufen und Lachen waren wir so heiß, daß wir uns zur Beruhigung erst einmal ins Gras legen mußten. Und nun hört und staunt: die Mädel wollten die alten dicken Sachen nicht wieder anziehen. Sie meinten, sie kämen darin um, so wäre es ja viel schöner. Wenn auch noch einige Wankelmütige dabei waren, sie wurden von den anderen überzeugt.

Das alles ging so glatt und selbstverständlich vor sich, wie ich es gar nicht erwartet hätte. Die Sachen auf den Bäumen ließen wir den ganzen Morgen hängen, weil wir sie stolz als Siegestrophäen ansahen. Und mit Recht! Denn die Mädel hatten alle daraus gelernt. Keine zog am Staatsjugendtag mehr eine Jacke unter das Turnzeug.

Eine niedersächsische JM-Führerin.

Ein Garten und eine Bohnenallee

Wir haben ein Heim, ein altes graues Häuschen; es gehört uns ganz allein. Rings herum zieht sich, wohl drei Meter von seinen Mauern entfernt, ein alter halbverfallener Zaun. — „Das muß einmal ein Garten gewesen sein, als hier noch jemand wohnte", meinte Anni damals. — „Das muß auch wieder einer werden," sagte darauf Hilde, und das war auch unsere Meinung.

Ein paarmal nach der Schule hingen dann unsere Bücherranzen am Zaun. Wir gruben nämlich unseren Garten um. Da mußte man schon ordentlich zupacken und durfte keine Angst haben vor schmutzigen Fingern. Den Würmern und Käfern, die da beim Umgraben ans Tageslicht kamen, erzählten wir von unseren großen Plänen und sagten ihnen, daß sie nur dableiben sollten, wir würden ihnen nichts zuleide tun, wenn sie unsere Blumen in Ruhe ließen.

Aber da hatten Liesel und Gret, die drüben den eingefallenen Zaun wieder aufzurichten versuchten, gar mächtig gelacht: „Erst müssen wir mal Blumen haben", meinten sie. „Na," brummte Hilde, die mit mir Gras aus der Erde schüttelte, „wär' ja noch schöner, wenn wir keine Blumen herbrächten" . . . Es hatte ja auch noch ein wenig Zeit, weil es noch zu kalt war.

Dann machten wir vierzehn Tage lang Pläne. Wir dachten an breite Kieswege, wie wir sie schon in anderen Gärten gesehen hatten. Dort hatten sie uns gut gefallen. Aber unser Garten mit solchen geraden Wegen? Unmöglich! Unser Garten mußte anders werden, ganz anders! — Aber wie? — Und wir dachten an kreisrunde und viereckige Beete, ganz mit roten oder gelben Blumen. So etwas in unserem Jungmädelgarten? — Nein! — Das war genau so unmöglich. Oder geschorene Rasenflächen, bei denen man immer so traurig wird, wenn man sie ansieht, weil sich die Gräser nie nach Herzenslust im Winde wiegen dürfen? So etwas kam für uns schon gar nicht in Frage, das wußten wir . . .

Dann kam der erste warme Tag; und am zweiten trafen wir uns, um unseren Garten einzusäen. Samen hatten wir inzwischen schon eifrig gesammelt. Mit einigem Geschick hatte jede etwas beigebracht, wenn es auch nur ein paar Samenkörnchen waren. Unser Stöpsel war ganz aus dem Häuschen mit ihren elf Bohnen, die sie ihrer Mutter am Morgen abgebettelt hatte. Lieber wolle sie am Mittag keine Bohnensuppe essen, hatte sie ihr gesagt. Auch ein paar Pflänzchen hatten wir, Veilchen und Primeln, die fast schon am Blühen waren und Goldregen und Akelei.

Es war auf einmal gar nicht mehr so schwer, einen sogenannten Stil für unseren Garten zu finden. Wir stapften da und dort einen Weg in die braune Erde und säten dann auf große und kleine Flecken, auf runde und eckige Beete. Den Samen hatten wir ja längst durcheinandergebracht in unserem Eifer, aber das war nicht schlimm. Nur zwei Kürbis- und drei Sonnenblumenkerne und natürlich die elf Bohnen von unserem Stöpsel fanden wir wieder heraus. Die stopften wir dann sorgfältig an der Mauer unseres Häuschens entlang in den Boden.

Stöpsel schlich in den nächsten Tagen ab und zu heimlich in den Garten und bohrte mit den Fingern in der Erde herum. Hilde hatte sie dabei ertappt, und wir hatten dann alle tüchtig geschimpft. Sie müsse doch manchmal nachschauen, wie es den Bohnen gehe, und ob sie denn noch nicht bald wachsen wollten, meinte aber Stöpsel. —

Im Sommer gab es freilich viel Arbeit, da mußten wir jäten und gießen. Viel schöne Blumen aus Wald und Feld wurden noch in unseren Garten versetzt, auch ein paar bemooste Steine legten wir hinein. Bei jedem Pflänzchen aber warteten wir mit Ungeduld darauf, daß es blühen möchte. Ein paar standen zwar zwischen den andern, die wollten gar keine Knospen ansetzen, so sehr wir auch gossen und düngten. Wir aßen sie dann schließlich zu unserm Butterbrot, denn Hilde sagte, es sei Schnittlauch und Petersilie, und das leuchtete uns auch allen ein.

Und dann, als unser Garten im schönsten Blühen stand, saßen wir oft abwechselnd hinter Stöpsels Blumenbohnen, denn wir waren neugierig, was wohl die Leute zu unserm Werke sagen würden. Viele schüttelten den Kopf, als sie vorbeikamen, andere nickten aber auch: „Sieht ihnen ähnlich, den Mädeln", meinten sie. „Ist mal was anderes, und nicht schlecht . . ." Dann waren wir immer besonders stolz auf unsern Garten.

Im Herbst gab es einmal auf einer Fahrt Bohnensuppe. Uns war ganz feierlich zumute an diesem Tage. Die schönsten Bohnen aber hatte Stöpsel schon vorher gelesen, weil sich unsere Bohnenallee gar so gut bewährt hatte . . .

Neulich saßen wir nun wieder beisammen, das Kästchen mit selbstgesammelten Samen vor uns und schmiedeten neue Pläne. Es war ja bald wieder Frühling; wir sahen es an den gelben Weidenkätzchen, und wir freuten uns doch so sehr auf die ersten warmen Tage und auf unseren Garten.

Ein fränkisches Jungmädel.

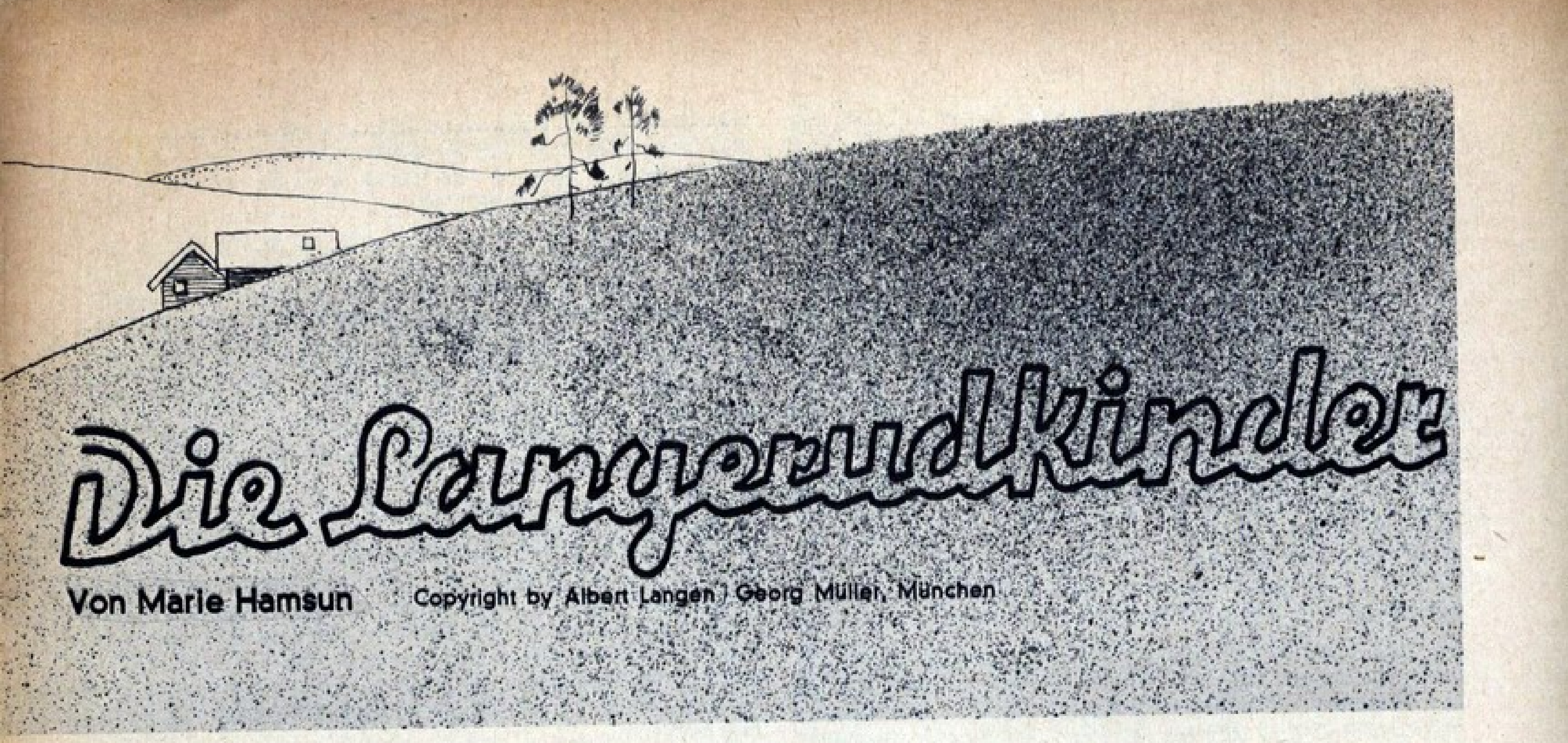
Gefolgschaft

Bauer bricht die Ackerkrume,
Mann im Bergschacht das Gestein,
nichts erlöst uns von dem Ruhme,
tätig auserwählt zu sein.

Ewig ist nur ein Verschulden:
Zweifeln an der eig'nen Kraft.
Starkes Volk muß Strengstes dulden,
so wird Not zur Leidenschaft.

Kraft wird nie dem Nichts zum Raube,
wenn der Bund uns frei umschließt,
Volk, du selber bist der Glaube,
Volk, du selber bist der Sieg.

Kurt Heynicke.



Es gab im Frühling ganz außergewöhnlich geschäftige Tage für die Kinder. Jeden Tag war Wärme und Sonnenschein gewesen, und sie fanden, daß es im Hause viel zu warm und erstickend sei. Darum hatten sie sich am Waldrand oben, drüben hinter dem Acker, zwei Laubhütten gebaut.

Sie waren nicht ganz allein bei dieser Arbeit gewesen, Anna und Jakob vom Nachbarhof hatten ihnen dabei geholfen. Anna war in Marthas Alter, und Jakob war so alt wie Einar, und ein flinker und tüchtiger Bursche war auch er. Aber er hatte eine Eigentümlichkeit an sich: er konnte nicht ordentlich reden. Jakob konnte auf den Händen über die Wiese gehen, er konnte mit dem Kopf nach unten hoch oben an der Leiter hängen, und er konnte, nackt auf einem Balken sitzend, den Fluß hinunterreiten, aber er konnte kein Z aussprechen. Stattdessen sagte er T. „Tiege", sagte er. „Ich hab' die Tiegen so gern." —

Anna war ein kleines hübsches Mädchen mit glänzenden, hellblauen Augen und roten Wangen und weißblondem Haar.

Sie hatte zwei winzige Zöpfe, die hinter ihren Ohren waagerecht in die Luft hinausstanden. Wenn ein Erwachsener mit ihr redete, dann gab sie keine Antwort. Sie legte nur den Kopf schief, blickte nieder und begann, mit einem Fuß die Erde zu scheuern. Und redete man sie noch einmal an, dann lief sie davon. So war die kleine Anna. Sie war die beste Freundin der kleinen Mädchen auf Langerud.

Jetzt hielten sich die Kinder in den Hütten oben am Waldrand auf. Es war eine schwere Arbeit gewesen, diese Hütten zu bauen, denn es sollten große, richtige Hütten sein. Am Rand des Waldes stand niedriger Laubwald, dünne, kleine, dicht beieinander stehende Birken, Vogelbeerbäume und Weiden. Sie banden die Gipfel einiger kleiner Bäume, die gleichsam in einem Kreis dastanden, mit einem Strick zusammen.

Auf diese Weise entstand im Nu ein Zelt. Dann brachen sie große und kleine Zweige und Aeste ab und steckten sie kreuz und quer zwischen die zusammengebundenen Bäume. Das gab dichte Wände. Nur an einer Stelle ließen sie eine Oeffnung frei als Tür. Dann rissen und schnitten sie alles weg, was innen in die Hütten hineinragte, und trugen Kisten und Schachteln und Bretter herbei und möblierten die Räume. Sie machten zwei ganz gleiche Hütten in nächster Nähe voneinander.

Und nun wohnten sie in den Hütten. In der einen Hütte war Ola der Mann und Anna die Frau und Einar der Knecht. Anna hätte nichts dagegen gehabt, Einar zum Manne zu nehmen, denn er war beim Spielen immer viel netter als die anderen Buben. Aber danach fragte sie niemand — und so nahm sie den, den sie bekam. Und das war also Ola.

Aber Einar war mit seiner Stellung als Knecht äußerst unzufrieden. Da mußte er ja alle schwere Arbeit auf dem Hofe tun, während Ola den ganzen lieben Tag mit der langen Pfeife umherspazierte und Befehle erteilte. Einar sollte Wasser holen, Einar sollte zu den Höfen laufen und Nägel und Stricke und andere notwendige Dinge holen, und Einar sollte Sauerampfer und Kerbelkraut holen, die dann die Bauersleute kauten und aßen. Als man ihn jedoch dazu anstellte, die Ameisen aus den Strümpfen von Olas Frau zu pflücken, fand er, daß dies zu weit gehe. Das solle sie selber besorgen, erklärte er. „Und überhaupt ist sie ja nicht meine Frau", sagte er. Es gab also ab und zu Reibereien und Verstimmung in Olas Hütte.

Nein, da herrschte in der anderen Hütte ein friedlicheres Leben. „Wer von euch will meine Frau sein?" hatte Jakob gesagt und sich erkundigt, wie es bei solchen Gelegenheiten Brauch und Sitte ist. „Ich", riefen Ingerid und Martha zu gleicher Zeit. „Ich kann nicht zwei Frauen haben", sagte er, „das hat niemand."

„Aber ich will nicht die Magd sein", sagte Ingerid. „Und ich erst recht nicht", erklärte Martha spitz. „Ihr sollt mich jede einen Tag lang haben", erklärte Jakob und beendete den Streit. Und so wurde es gemacht. Sie waren jeden zweiten Tag Frau und jeden zweiten Tag Magd, und dieses Mormonentum ging großartig.

Sie besuchten einander in den Hütten und tranken braunes Grabenwasser, das Kaffe vorstellen sollte. Sie tranken es aus



großen Frauenmantelblättern; und sie aßen Sauerampfer und Kerbelkraut von Rindentellern. Aber auf die Dauer war dies eine etwas schmale Kost, besonders, da sie wenig Zeit fanden, zu den Mahlzeiten heimzugehen. Daher geschah es, daß aus der Speisekammer auf Langerud Brotlaibe und Speckscheiben, Zuckerstücke und andere Eßwaren verschwanden.

Einar besonders war außerordentlich geschickt, alles herbeizuschaffen, was im Haushalt nötig war. Er hatte in seinen Hosentaschen Platz für ganz unglaublich viele Dinge. „Schaut her", sagte er und zog aus den Taschen lange Enden von Speckwurst und kalte Kartoffeln und Wäscheklammern und Schrauben — denn man kann ja alles brauchen. „Ja, besonders Wäscheklammern", neckte Ola. „Pah, kann ich sie zum Beispiel nicht manchmal als Schloß für deinen Mund gebrauchen!" sagte Einar; und dann lachten sie alle miteinander.

Die kleine Martha kam zu ihrer Mutter, legte den Kopf schief und sagte einschmeichelnd: „Gibst du's mir, wenn ich dich jetzt um etwas bitte, Mutter?" — „Was soll ich dir geben?" —

„Ja, aber gibst du's mir?" — „Es kommt darauf an." — „Gibst du's mir — Waffeln?" — Da mußte die Mutter sie ja geben; und Martha sprang triumphierend zur Hütte hinauf und teilte mit den anderen.

In den Hütten oben hatten sie nun schon mehrere Tage lang Mann und Frau gespielt, als Ola auf den Gedanken kam, daß sie nun Indianer sein sollten. Das war ein guter Einfall, fanden sie alle, und Ola sollte natürlich der Häuptling sein und das ganze Unternehmen leiten. Aber da genügten nicht nur Kartoffeln und Speckscheiben und Wäscheklammern zur Erhaltung des Lebens. Jetzt brauchte man Tabak und Zündhölzer dazu. Denn was ist ein Indianer ohne Lagerfeuer und ohne Friedenspfeife!

Ja, Zündhölzer zu beschaffen, war eine Kleinigkeit; noch am gleichen Tag verschwand die Zündholzschachtel über der Herdstelle im Brauhaus. Mit dem Tabak dagegen war es schon etwas schwieriger... „Torinus Plassen hat massenhaft Tabak", sagte Einar. Ja, Torinus! Er war alt und freundlich, der Torinus, ein Großvater, ein richtiger Kerl, braun von Tabaksaft in den Mundwinkeln.

Der Häuptling selbst ging zu Plassen und sagte: „Du könntest wohl nicht ein Stück Tabak entbehren? Ich habe solches Zahnweh." Ja, Torinus glaubte das wohl. Er brachte ein langes Stück Tabak herbei, es war fast wie ein Tauende.

„Soviel?" fragte er und deutete ein Stück an. „Na —", sagte Ola gedehnt, „du wirst sehen, das reicht nicht lange. Das Loch ist beinahe bodenlos", sagte er. „Und außerdem ist auch der Einar nicht ganz sicher vor Zahnweh." — „Soviel also?" fragte Torinus. Es endete damit, daß Ola ein gehöriges Stück bekam.

Dann grub Ola eine alte Kreidepfeife aus seinen Sachen hervor. Diese ließen sie als Friedenspfeife untereinander herumwandern. Aber sie sollten behutsam und vorsichtig mit der Kreidepfeife umgehen, Einar müsse sie bezahlen, wenn er sie zerbreche . . . „Ich werde dir eine Kreidepfeife schenken, ich werde dir zwei Kreidepfeifen schenken, wenn ich nur erst einmal mein Hütergeld habe!" versicherte Einar hochmütig.

Nun wußte Ola ja auf's Tüpfelchen genau, wie ein echter natürlicher Indianer aussehen mußte. Das hatte er auf den Bildern außen auf den Indianerbüchern gesehen. Er und Einar und Jakob hatten nicht viel Aehnlichkeit mit richtigen Indianern. Als erstes tat es daher not, die Haare zu färben.

Sie suchten große Stücke Kohle und rieben einander das Haar damit ein, bis sie schwarz waren wie Raben; und als Augenbrauen machten sie sich dicke schwarze Striche.

Als dies geschehen war, sahen sie schon mehr wie Indianer aus. Dann zogen sie die Hemden aus. Kein Indianer geht mit einem Hemd. Die Hosen wurden mit einem Strick um den Leib festgebunden, denn man sah auch keine Hosenträger auf den indianischen Bildern. Jetzt sahen sie schon ganz großartig aus, sie waren nicht mehr mißzuverstehen. Es fehlte nur noch einiger Federnschmuck, aber das mußte man sich für später aufsparen. Nun kamen die kleinen Mädchen daran, die sollten ja Indianerweiber sein, aber sie machten sich so übertrieben schwarz, daß Ola sagte, sie seien statt dessen Negerweiber geworden.



Dann zündeten sie vorsichtig ein kleines Feuer an, das man unten auf den Höfen nicht sehen sollte; und nun wollten der Häuptling und seine beiden tapferen Krieger die Friedenspfeife rauchen. Eigentlich schmeckte eine solche Friedenspfeife abscheulich. Oder war es vielleicht der Kautabak von Torinus Plassen, der so ungewöhnlich scharf war? Jedenfalls ertrugen die Buben es alle drei sehr tapfer und verzogen auch nicht eine Miene. Darauf gab Ola jetzt seinen beiden Kriegern die Weihe und verlieh ihnen stolze Namen, wie sie sich für tapfere Männern geziemten. Einar war am verkohltesten, darum wurde er der Schwarze Adler genannt. Jakob lief am schnellsten, er sollte der Fliegende Pfeil heißen!

Aber die kleinen Mädchen mußten ja auch Namen haben, und das sollten natürlich besonders hübsche Namen sein. Ingerid sagte: „Ich finde, ich sollte Rote Rose heißen." — „Pfui, pfui, wer wird mit sich selbst prahlen?" rief Ola. Und Ingerid wurde genau so rot wie eine Rose, die Aermste, und merkte, daß sie einen zu schönen Namen gewählt hatte. Aber dann sagte Jakob, er fände, daß gerade sie Rote Rose heißen solle, und so wurde sie dann so genannt.

Martha könne Glockenblume heißen, meinte Jakob. Das sei so eine schöne kleine Blume, meinte er. Ja, das fanden sie alle ausgezeichnet. Wie aber sollte die Anna heißen? Anna blickte zu Boden, legte den Kopf schief und scharrte ein wenig mit dem Fuß. Ola schlug vor: Weiße Lilie, das sei gerade der richtige Name für Anna, sagte er; und dann wurde sie so genannt. Ola selbst nahm den Namen Büffeltöter an. Und jetzt warteten sie auf die Büffel.

„Hier im Wald gibt es zur Zeit nur wenig Büffel", sagte der Häuptling. „Dagegen gibt es ziemlich viele Eichhörnchen. Wer

ein Eichhörnchen mit seinem Pfeil durchbohren kann, kann auch einen Büffel durchbohren", sagte er. „Auf Schwarzer Adler und Fliegender Pfeil, auf zur Jagd, auf zur Jagd!" Der Fliegende Pfeil sprang sogleich empor und ließ ein ganz einzig dastehendes Geheul ertönen. Aber der Schwarze Adler war schmerzlich still und bleich geworden unter seinem schwarzen Haarschopf. Er erhob sich und folgte schleppenden Schrittes den beiden anderen nach.

Die Weiber sollten zurückbleiben und das Feuer in Brand halten und auf die Heimkehr der Jäger warten. Als aber die Krieger ein Stück weit in den Wald gekommen sind, schleicht Einar sich von den anderen fort. Oh, ihm ist so schrecklich zumute, im Kopf und im Magen und überall! Er versteht sehr gut, daß die Friedenspfeife die Schuld trägt, es war nicht das erste Mal, daß er durch den Tabak in diesen elenden Zustand versetzt wurde. Er friert und klappert mit den Zähnen und stellt sich hinter einen großen Wacholderbusch und erbricht sich dort so still wie möglich. Lieber Gott, wer doch daheim in seinem Bett liegen könnte! Er will seine Kleider wieder anziehen und heimgehen. Es ist keine Schande, krank zu sein, aber es handelt sich nur darum, daß die daheim vielleicht verstehen werden, warum er krank geworden ist, die sind ja so schlau.

So schleicht er zu den erschreckten Frauen zurück, zieht sich an und wandert heimwärts. „Ich muß mich legen, Mutter", sagt er, „du mußt mir helfen, ich habe mich ganz krank gegessen an lauter Erdbeeren." — „Ach du Dummrian, Erdbeeren im Mai! Hast du wieder einmal Tabak gekaut?" fragt die Mutter.

„Tabak gekaut — ich?" — „Ja, oder hast du geraucht, wie?" — „Yes." — Einar hatte für feierliche Augenblicke ein paar englische Worte zur Verfügung. Dann kroch er leichenblaß und zitternd unter die Decke. Als er sich noch ein paarmal erbrochen hatte, rief er: „Mutter, jetzt ist es bald vorüber, jetzt mußt du mit einem Stück Butterbrot die Probe machen!" — „Ich glaube eher, ich sollte eine andere Probe mit dir machen." —



Indessen saßen die drei kleinen Indianerweiber und warteten und warteten auf die Heimkehr der Jäger. Das Feuer war ihnen erloschen, und es begann recht langweilig zu werden, fanden sie. Das Schlimmste war, daß sie froren. Martha wollte ihr Kleid wieder anziehen. Das wollten die beiden anderen nicht, sie wollten so lang wie möglich indianisch bleiben.

So begann Martha allein sich mit ihrem Kleid abzuplagen, aber sie konnte nicht damit zurechtkommen. Sie war fünf Jahre alt, konnte kein Band binden und keine Knöpfe knöpfen . . . Und so setzte sie sich in die Hütte und weinte . . . Da kam eine dicke, alte Dame den Weg zu ihnen heraufgegangen. Es war eine feine Dame, sicher eine von den Sommerfrischlern im Tal unten.

Alle drei krochen in der Hütte zusammen. Aber die Dame hatte sie gesehen und hatte wohl das Weinen gehört, nun kam sie geradewegs auf sie zu. Martha fürchtete sich sehr, und das tat auch Anna, und Ingerid war auch nicht besonders mutig...

Nun sah Martha zu ihrem größten Erstaunen, daß die Dame ein rotes Kleid und einen roten Schirm trug, obwohl die Sonne schien — und außerdem hatte sie einen kleinen schwarzen Bart. Sie sah überhaupt aus, als könne sie drei kleine Mädchen auf einmal verschlingen.

„Was gibt es denn hier?" fragte die Dame und guckte herein. Als sie drei fast nackte kleine Mädchen mit rußigen Gesichtern sah, schrie sie auf: „Um Gottes willen, was soll denn das bedeuten?" Keine Antwort. „Wo gehört ihr denn hin?" fragte die Dame. Sie hätte ebensogut einen Stein nach seiner Wohnung fragen können.

„Ich glaube, ihr seid verrückt!" rief sie. „Da sitzen sie bei dem scharfen Wind hier fast ohne Kleider." Sie duckte sich auf alle viere und wollte die stummen Kinder herauszerren. Aber da bekamen diese wieder ihre Stimmen! Alle drei brachen sie in ein Geschrei aus und hingen aneinander fest und krallten sich an der Hütte an, und die Dame mußte loslassen. „Wollt ihr euch augenblicklich anziehen", sagte sie streng, „und dann heimgehen — aber sofort!"

Da bekam die kleine Martha eine Art Mut der Verzweiflung, und weinend und ganz außer sich schrie sie die feine rote Dame an: „Mach, daß du weiterkommst — du — altes Scheusal!"

Unser neues Jungmädel-Jahrbuch

kann nur wirklich vom Leben und von der Zielsetzung der Jungmädel sprechen, wenn Ihr alle nach besten Kräften daran mitarbeitet. "Wir folgen", das Jungmädel-Jahrbuch 1936, hat zum erstenmal klar und eindringlich unsere Art und unsere Arbeit aufgezeigt. Da das neue Jungmädel-Jahrbuch 1937 eine Gemeinschaftsleistung werden soll, rufen wir Euch alle zur Mitarbeit auf.

Weil wir das Jahrbuch 1937 frühzeitiger herausbringen wollen, ist es dringend erforderlich, daß Ihr uns möglichst umgehend Material — Fotos, Zeichnungen, Gedichte und Jungmädelgeschichten — einschickt. Ihr werdet an Hand des Jungmädel-Jahrbuches 1936 am besten sehen, welche Art von Arbeiten wir gebrauchen.

Wir setzen für die besten Arbeiten wertvolle Buchpreise aus. Alle Einsendungen gehen an die Jungmädelreferentin der Reichsjugendführung Lydia Schürer-Stolle, Berlin NW 40, Kronprinzen-Ufer 10; sie müssen das Kennwort: Jungmädel-Jahrbuch 1937 tragen. Letzter Zeitpunkt für die Einsendung von Arbeiten und damit für die Beteiligung am Wettbewerb ist der 15. Juni 1936.



Arbeiten aus Ton

Heute wollen wir versuchen, uns aus Ton Gebrauchsgegenstände zu arbeiten: Teller, Becher, Schalen, Dosen, Vasen, Krüge und anderes. Ehe wir damit beginnen, will ich Euch erst noch einiges über unseren Werkstoff erzählen:

Der Ton wird in der Natur in verschiedener Reinheit als loses, leicht zerreibliches Gestein in großen Lagern gefunden. Er ist durch Verwitterung feldspatartigen Gesteins entstanden und durch Wind und Wasser angehäuft worden. Seine Eigenschaft, Wasser aufzusaugen und damit einen plastischen, d. h. biegsamen Teig zu geben, nutzen wir zum Kneten und Formen aus. Ganz reiner Ton ist weiß und heißt Kaolin oder Porzellanerde; er wird für die Herstellung von Porzellanen verwendet. Für die Tonwarenherstellung oder Keramik wird der Ton als wichtigstes Rohmaterial genommen, und so gebrauchen auch wir reinen Ton, der in verschiedener Färbung in der Natur vorkommt: rot, grau oder gelb.

Wir besorgen uns den Ton in einer Töpferei oder Keramikwerkstatt in trockenem Zustand. Er besteht dann aus kleinen, leicht zerbrechlichen Gesteinsbrocken, die wir zu feinem Pulver zerschlagen müssen. Steine und Zweige, die sich manchmal im Ton befinden, entfernt man, so gut es geht, vor der Arbeit; denn jeder Fremdkörper in dem Gegenstand würde eine schlechte Stelle ergeben, vielleicht einen Riß, durch den beim Brennen die ganze Form zerspringen könnte.

Nun wird der Ton mit Wasser begossen, und wenn die Zeit es erlaubt, lange so mit Wasser stehen gelassen, besonders bei Frost, weil dadurch die Verwitterung der noch darin enthaltenen Feldspate bewirkt wird. Man läßt den Ton „wintern" oder „faulen", so heißt es in der Sprache der Tonwaren-Industrie. Der so geschlämmte Ton wird nun tüchtig durchgeknetet, damit das Wasser überall hinkommt, und vor allen Dingen, damit die Luft, die noch in dem Ton ist, zum größten Teil aus der Masse herausgetrieben wird. Am besten erreicht man das, wenn man die Masse mit den Füßen tritt, doch ein tüchtiges Kneten mit den Händen kann auch ausreichend sein. Wenn nun der Ton für unsere Arbeit zu feucht ist, dann streichen wir ihn ungefähr zwei Finger dick auf Gipsplatten. Der Gips ist sehr porös und saugt das Wasser aus dem Ton, so daß wir schon nach kurzer Zeit den Ton gebrauchsfertig haben.

Wir können uns aber gleich fertigen Ton kaufen, der schon mit Wasser vermischt und durchknetet ist; doch wiegt er durch das Wasser sehr schwer und ist dadurch viel teurer. Ton, der mit Wasser vermengt ist, muß in einem fest verschließbaren Gefäß aufbewahrt werden. Trockener Ton hält sich beliebig lange an trockenen Stellen. Der Ton ist gebrauchsfertig — gesund —, wenn eine 10 Zentimeter lange, fingerdicke Walze, etwas schräg gehalten, sich nicht biegt. Wird die Walze leicht mit den Fingern gebogen, darf sie weder brechen noch Risse zeigen.

Dem zu trockenen Ton wird Wasser beigegeben, oder er wird mit nassem Ton, Tonschlicker, stark geknetet; so erhält er seine gesunde Form wieder. Klebt der Ton an den Fingern, so ist er zu naß und muß trocknen oder viel geknetet werden. Ist der Ton einmal ganz ausgetrocknet, weil wir ihn längere Zeit nicht beobachten konnten, so muß die ganze Arbeit des Zerstampfens, Schlämmens und Knetens noch einmal gemacht werden, darum legt man auf den feuchten Ton, der weiter verarbeit werden soll, ein nasses, ausgewrungenes Tuch. Auch angefangene Arbeiten, an denen am anderen Tag weiter geformt werden soll, bedeckt man mit einem feuchten Tuch oder nassem Zeitungspapier.

Aber nun wollen wir ans Gestalten gehen. Wir haben große Schürzen um mit aufgestreiften Aermeln. Armbanduhren und Ringe nehmen wir ab, da nicht nur die Hände, sondern auch die Arme mit dem Ton in Berührung kommen. Als Unterlage für unsere Arbeit haben wir ein Holzbrett ohne Risse, ein Stück Linoleum oder Schiefer, aber keine Gipsplatte, da die den Ton zu schnell austrocknet. Auf einer anderen Holzplatte liegt der Ton, den wir uns aus der Tonkiste zum Verarbeiten geholt haben. Ein Gefäß mit Wasser steht auf dem Tisch, damit wir uns manchmal die Hände anfeuchten können, wenn sie zu warm und trocken geworden sind.

Zuerst kneten und schlagen wir noch einmal tüchtig unseren Tonklumpen, damit keine Luftblasen mehr darin sind, keine Spalten und Risse mehr sich zeigen, und formen eine Kugel. Aus dieser Kugel versuchen wir nun ein Gefäß zu formen, das kugelige Gestalt behält. Wir bohren mit dem Daumen von oben eine Vertiefung in die Kugel (Zeichnung 1. Querschnitt), wobei wir aber mit den anderen Fingern von außen gegenhalten. Diese Vertiefung geht soweit herunter, daß der Boden des Gefäßes noch die richtige Dicke hat. Sie wird nach der verschiedenen Größe der werdenden Gegenstände verschieden, aber niemals so dünn, wie wir sie bei Porzellan oder Glas sehen. Nun formen wir unter ganz gleichmäßigem Druck mit den Fingerspitzen die Wandung des Gefäßes, indem wir dabei etwas in die Breite und Höhe gehen. Der Boden und die Wände müssen überall gleich stark sein, nur die Kante, wo Boden und Wand zusammenstoßen, muß etwas stärker werden (Zeichnung 2. Querschnitt).

Wir müssen darauf achten, daß unser Gefäß immer eine gute Spannung behält. Ist die Spannung verlorengegangen, so daß die Form sozusagen haltlos wird, so ist es besser, noch einmal von vorn anzufangen; denn die Spannung wiederzubekommen, ist sehr schwierig und gelingt nur selten. Wenn uns die Form im ganzen gut gelungen ist, so können wir, um eine gleichmäßige Höhe zu bekommen, mit einer Drahtschlinge, die aus einem an zwei Paketknebeln befestigten Draht besteht (Zeichnung 3), oben an der Kante etwas fortschneiden. Diese Drahtschlinge benutzt man außerdem, um Ton zu zerteilen und um die fertigen Arbeiten von der Drehscheibe zu schneiden.

Nun muß die obere Kante gut geformt und verknetet werden. Sind beim Arbeiten Risse in der Kante entstanden, die sich schlecht wieder verkneten lassen, so füllen wir sie mit anderem Ton aus und kneten ihn gut in den Riß und die Kante. Diese Risse entstehen durch zu große Trockenheit des Tones, so daß auch mit Wasser nachgeholfen werden kann. Dabei ist große Vorsicht am Platze, denn durch zu viel Feuchtigkeit und zu vieles nachträgliches Kneten kann die Spannung aufgelockert, vielleicht sogar verloren werden. Wir schneiden nun das fertige Gefäß mit der Drahtschlinge von der Unterlage, dabei muß der Draht durch Ziehen an den Pakethaltern wie eine aufgezogene Saite gestrafft sein und ganz flach über die Unterlage gleiten.

Formen, von der Art, wie sie Zeichnung 4 zeigt, lassen sich gut aus einer Kugel, also aus dem Ganzen heraus gestalten. Die meisten anderen Formen, z. B. Blumentöpfe (Zeichnung 5), können besser anders gearbeitet werden. Den Boden machen wir aus einer Scheibe, die wir aus einer Kugel gedrückt haben, gleichmäßig und stark und richtig rund, wozu wir einen Zirkel benutzen können oder einen runden Gegenstand, den wir auflegen und umziehen. Wir können auch eine Tonwalze rollen, die wir zu einer Schnecke aufwickeln (Zeichnung 6) und gut miteinander verkneten. Die Uebergänge können mit Tonschlicker ausgeglichen werden. Man darf sie nicht mehr sehen und fühlen. Tonschlicker ist sehr nasser, daher dünner Ton.

Die Wände werden nun auch durch Tonwalzen aufgesetzt (Zeichnung 7). Die erste Walze, die auf den Boden des Gefäßes kommt, muß gut mit dem Boden verknetet werden, und wir müssen wieder darauf achten, daß die Kante zwischen Wand und Boden etwas stärker bleibt, wieder wie bei Zeichnung 2. So wird eine Walze nach der anderen auf die gut verknetete vorherige gelegt und mit ihr fest verarbeitet, bis die richtige Höhe erreicht ist. Keine Linien dürfen zu sehen sein, wo wir die Walzen angesetzt haben. Erhöhungen oder Vertiefungen dürfen wir nicht mehr fühlen, die Wände müssen gleichmäßig dick sein, und das ganze Gefäß muß wieder eine gute Spannung haben.

Wir arbeiten nun eine Tasse oder einen Topf, ein Gefäß mit einem Henkel. Der Henkel wird für sich allein geformt und mit Tonschlicker an das Gefäß geklebt. Dazu rauhen wir die Stellen, die geklebt werden sollen, am Gegenstand sowie am Henkel auf, indem wir sie mit einer Messerspitze kreuzweise einschneiden (Zeichnung 8a und 8b). Haben wir den Henkel angeklebt, so modellieren wir mit einem Hölzchen (Zeichnung 9) die Ansetzkanten gut und verkneten mit dem Modellierholz auch gleich die Stellen. Schnauzen, wie beim Milchtopf oder beim Krug, werden ausgebogen, wenn der Rand ganz fertig ist (Zeichnung 10). Die Gestalt der Schnauze muß so scharf und formgerecht sein, daß es sich nachher damit auch gießen läßt. Wir können es mit leicht getrockneten Gefäßen ausprobieren, indem wir Wasser hineintun und es langsam wieder ausgießen. Auch die Tülle bei einer Kaffeekanne wird zum Schluß angesetzt. Sie wird in sich fertig geformt und dann mit Tonschlicker um das Loch an der Seite der Kanne geklebt und modelliert. Die Klebstellen sind wieder an beiden Teilen aufgerauht (Zeichnung 11).

Fertig geformte Gefäße müssen erst trocknen, ehe sie gebrannt werden können. Man stellt sie dazu in luftige Schränke oder auf Regale, damit die Luft überall gleichmäßig heran kann; nach Möglichkeit müssen die Tongefäße nach einem Tag umgekehrt hingestellt werden, damit auch der Boden gleichmäßig trocknen kann, ohne zu reißen. Besonders bei großen Formen mit großer Bodenfläche ist das nötig. Beim Trocknen verschwindet das Wasser aus dem Ton, und dadurch tritt eine Raumverminderung ein, man nennt dies das „Schwinden". Hat die Luft nicht überall freien Zutritt oder sind Stellen schlecht verarbeitet, so kann uns das Gefäß reißen, manchmal nur an einer kleinen Stelle, aber wir können es dann nicht mehr gebrauchen. Um auch das chemisch an den Ton gebundene Wasser zum Entweichen zu bringen, werden die Sachen gebrannt.

Doch ehe wir dazu übergehen, wollen wir uns unsere Gefäße noch verzieren. Formen, die noch nicht getrocknet sind, können wir durch Einritzen von Figuren und Zeichen mit einer Musterkante versehen (Zeichnung 12). Wir nehmen dazu ein scharfes Modellierhölzchen, ein Messer oder einen anderen scharfen Gegenstand. Um gleichmäßig nebeneinander liegende Linien zu bekommen, ritzen wir mit einer Gabel oder einem selbstgemachten „Mehrspitz" aus Blech oder Draht (Zeichnung 13). So sind schon Tongefäße verziert gewesen, die man bei Ausgrabungen gefunden hat; und manch ein Museumsstück kann uns da Anregungen zu Mustern geben.

Wir können unsere Gefäße auch bemalen, doch dazu müssen sie erst ganz getrocknet sein. Wir nehmen die sogenannten Angoben- oder Schlickerfarben, das sind Metalloxyde, die mit



feinem Tonpulver gemischt sind. Dadurch haften sie so gut auf den Tonwaren. Wir mischen das Pulver zu einem Brei, der weder zu dick noch zu dünn sein darf, da beim Brennen und Glasieren die Farben sonst abplatzen oder von der Glasur aufgezehrt werden. Nicht alle Farben behalten ihr Aussehen, wie sie es in angerührtem und trockenem Zustand haben; manche verändern ihre Farbe im Brand, daher muß man schon sehr genau wissen, wie sie nachher aussehen werden, um eine schöne Farbenzusammenstellung zu erzielen. Auch muß sich das Muster der Form des Gefäßes anpassen; je artgerechter die Verzierung ist, desto schöner der ganze Gegenstand (Zeichnung 14). Mit einem Pinsel tragen wir die Farben auf das Gefäß auf. Schlecht- oder Falschgemaltes kann mit einem Messer wieder abgekratzt werden, oder es wird vorsichtig abgewaschen. — Das Loch unten im Blumentopf bohren wir nach dem Trocknen vorsichtig mit einem Messer hinein.

Das Brennen der Gegenstände geschieht in einem Porzellanofen; wir müssen also unsere Arbeiten fortbringen zu einem Töpfer, der solchen Brennofen hat (die Hitze unserer Brat- und Backöfen genügt nicht, da sie 800 — 900 Grad, beim Glasieren sogar 1400 — 1500 Grad erreichen muß). In der Porzellanbrennerei geben wir an, ob wir eine Glasur haben wollen, ob farblos übergemalte und verzierte Gefäße, oder farbige Glasur über unverzierte Gefäße. Vielleicht wollen wir auch nur eine Innenglasur, weil die rauhe, unglasierte Form manchmal besser aussieht, als die blanke, glasierte. Die Innenglasur ist für Gefäße, in die Flüssigkeiten sollen, notwendig, da sie undurchlässig macht. Blumentöpfe dürfen gar nicht glasiert werden; sie müssen porös und durchlässig bleiben.

Beim Brennen stehen die Gegenstände im vermauerten Ofen, der erst geöffnet wird, wenn das Feuer gelöscht ist und der Ofen erkaltet. Glasierte Porzellansachen stehen im Ofen in Chamotte-Kapseln eingeschlossen, damit sie durch die Heizgase nicht verunreinigt werden, und damit sie nicht aneinander stoßen. Man kann auf die Art viel mehr in dem Ofen unterbringen, da man übereinanderstapelt. Bei Gegenständen, die wir nur für trockene Sachen gebrauchen wollen, genügt es, wenn wir sie nach dem Verzieren und Trocknen mit einer Schellacklösung durch die Fixativspritze besprengen. Gebrannte Gegenstände, die entzweigegangen sind, kann man nicht wieder zu plastischem Ton verarbeiten, da durch das Brennen das Wasser, das chemisch an den Ton gebunden ist, verschwunden ist und der Ton dadurch hart und fest wurde.

Beim Glasieren unterscheidet man die sogenannte Salzglasur für einfaches Steinzeug, wobei Steinsalz in das Feuer geworfen oder in die Gefäße gelegt wird. Das Salz verdampft in der Hitze und bildet auf der Oberfläche der Tonwaren einen feinen Ueberzug von Glas, der etwas rissig aussieht. Diese Glasur genügt aber nicht für porösen Ton, für den man eine Bleiglasur verwenden muß, die stärker ist. Die rohgebrannten Gegenstände werden in einen Brei eingetaucht, der aus Wasser und Bleiglätte für farblose, durchsichtige Glasuren, oder aus Wasser, Bleiglätte und färbenden Metalloxyden für undurchsichtige und gefärbte Glasuren besteht. Beim Scharfbrennen entsteht dann eine Glasoberfläche. —

Das Formen an der Drehscheibe ist nicht leicht. Wenn man einem Töpfer zusieht, wie er fast spielend ein Gefäß formt, das unter seinen Händen immer vollkommener und schöner wird, so meint man, es auch zu können, so einfach und leicht sieht es aus. Und doch ist es so schwer! Eine Töpferscheibe, die nicht durch einen Motor angetrieben wird, muß durch die Fuß- oder Trittscheibe, die mit der oberen Formscheibe durch eine senkrechte Achse verbunden ist, mit den Füßen in Drehung versetzt werden. Die Hände müssen aber ganz ruhig sein, um richtig formen zu können. Das Schwerste aber ist, das Zentrum, d. h. den Tonklumpen in die Mitte der Scheibe zu bekommen. Gelingt das nicht ganz, so schleudert nachher die Arbeit; beim Formen rutscht dann leicht die Hand aus und zerstört die Form. Für uns begnügen wir uns darum mit dem Formen aus freier Hand, wobei wir sicher mehr erreichen werden als mit der Töpferscheibe, die uns ja außerdem in den wenigsten Fällen zur Verfügung steht. —

Sicher werdet Ihr bald mit großer Freude an der Arbeit sein, um Euch alles, was Ihr in Euren Heimen an Vasen, Kannen, Tellern, Bechern und Dosen gebraucht, selbst herzustellen, und Ihr werdet überrascht sein, wie gut es geht, wenn man sich erst einmal herangetraut hat und dann mit Lust und Ausdauer weiterschafft.

Ilse Keiler, Obergau Berlin.



RINGENDES DEUTSCHTUM

Lettland

Gleich nach der Veröffentlichung der neuen Gesetze für die Handels- und Industriekammern erging an die deutsche privatrechtliche „große Gilde" (Gründung um 1350) die Aufforderung, sich aufzulösen. Die Gilde erhob Einspruch gegen diese Forderung mit dem Hinweis, daß sie als privatrechtlicher Verein in erster Linie soziale und kulturelle Aufgaben zu erfüllen hätte und sich so ihre Tätigkeit in keiner Weise mit der Arbeit und den Zielen der neuen Kammern decke. — Am 2. 4. 1936 erfolgte auf Anordnung des Innenministers die Auflösung der Gilde und die Ueberweisung ihres Gesamtvermögens an die Kammern. — Im Zusammenhang mit diesen Gesetzen wurden auch die keineswegs wirtschaftlichen oder berufsständischen Organisationen, wie der Gewerbeverein in Bauske und Windau, aufgelöst.
In der Nacht zum 13. März wurden 15 Baltendeutsche, die sich zu einem geselligen Beisammensein zusammengefunden hatten, verhaftet. In gleicher Weise wurden am 19. März 17 Deutsche, darunter zwei Schüler, in Haft gesetzt. Nach dreiwöchigen Verhandlungen sind nunmehr 30 Baltendeutsche zu 14 Tagen bis zwei Monaten Gefängnis verurteilt worden. Ihnen wurde die Teilnahme an polizeilich nicht erlaubten Versammlungen zur Last gelegt.
Vor einiger Zeit fand eine Unterredung zwischen einem Pressevertreter und dem Reichsaußenminister über die Beziehungen Deutschlands zu den baltischen Ländern statt. Der Minister betonte, daß Deutschland guten Willens sei, freundschaftliche Beziehungen zu pflegen, daß aber die Ausgestaltung der politischen Beziehungen von der Behandlung der dort ansässigen Volksgenossen stark beeinflußt wird. — Lettland hat nun schon mit zwei Vorstößen gegen das baltische Deutschtum die Spannungen erheblich verschärft.

Litauen

Deutschland hat den Willen, mit Litauen in Verhandlungen zu treten, es fordert aber vorerst eine Korrektur der Memelpolitik Litauens: d. h. den wirksamen Ausbau der garantierten Autonomie des Memelgebietes.
Anläßlich des litauischen Unabhängigkeitstages hatten die Verurteilten des Kownoer Prozesses Gnadengesuche an den litauischen Staatspräsidenten eingereicht. Der Staatspräsident hat drei Memelländer begnadigt. — Die Begnadigten waren zu vier, vier und eineinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Das Kriegsministerium hat nun noch drei weitere Verurteilte begnadigt, da sie durch ihren Gesundheitszustand nicht mehr haftfähig waren. Eine weitere Begnadigung ist noch in Erwägung gezogen worden. — Die noch verbleibenden 69 Verurteilten haben nach wie vor ihre Strafen zu erdulden.
Am 24. 2. d. J. fanden die Wahlen zu den Kreistagen im Memelgebiet statt. Bei dieser Gelegenheit haben die Memelländer erneut mit großer Mehrheit sich zum Deutschtum bekannt. Während die memelländisch-deutsche Vertretung früher 46 von 62 Kreistagsabgeordneten gehabt hat, ist die Zahl jetzt auf 48 gestiegen.

Polen

In den letzten Wochen ist eine Aktion gegen die Volkstumsorganisationen in Polen wahrzunehmen. In diesem Zusammenhang sind im Seekreise (Nordpommerellen) und im Kreise Kempen (Südposen) den Ortsgruppen der „Deutschen Vereinigung" die Tätigkeit untersagt worden.

Wie in vielen anderen Gemeinden, hat man auch jetzt in der Wojewodschaftshauptstadt Kattowitz bei der Neubesetzung des Büros der Stadtverordnetenversammlung die Deutschen vollkommen ausgeschlossen. Somit bleibt die stärkste Fraktion, die von den Deutschen gebildet wird, ohne Vertreter.

In Kattowitz fand eine außerordentliche Mitgliederversammlung des Elternvereins für Minderheitenschulen statt. Die Eltern erhoben schärfsten Protest gegen das stete Vordringen der polnischen Lehrer. Im Jahre 1925/26 zählte man an den deutschen Schulen 809 deutsche und 45 polnische Lehrer — heute sind nur noch 74 deutsche, dagegen aber 101 polnische Lehrer tätig. Diese Zahlen reden eine deutliche Sprache!

Durch die polnische Agrarreform gingen dem Deutschtum in Polen bis zum Jahre 1935 rund 60 000 Hektar Land verloren. Nach dem nun bekanntgegebenen Plan für die Agrarreform für das Jahr 1936 sollen weitere 8444 Hektar Land den deutschen Besitzern entrissen werden. Im ganzen bedeutet das einen Verlust auf deutscher Seite von 68 444 Hektar, demgegenüber stehen 82 636 Hektar Land, das den Polen enteignet wurde.
Am 20. 2. 1936 wurde die Werbeaktion für die deutsche Kinderhilfe 1936 eröffnet. Durch diese Kinderverschickung während der Ferien will man die Kinder, wenn auch nur für kurze Zeit, aus der erdrückenden Stimmung in den Notgebieten von Oberschlesien, Mittelpolen und Wolhynien herausreißen.

Rumänien

Ein neuer Schlag ist dem Deutschtum durch die Verfügung des rumänischen Unterrichtsministers versetzt worden. Danach sollen in Zukunft acht Lehrstellen am deutschen Gymnasium in Czernowitz nicht mehr vom rumänischen Staate bezahlt werden. Sie müssen also nun vom privaten deutschen Schulkomitee erhalten werden.

Im Buchenland wurden im vorigen Jahr alle Staatsvolksschulen rumänisiert. Nun hat das Czernowitzer Dekanat die staatliche Schule in Deutsch-Altfratautz, die fast ausschließlich von deutsch-evangelischen Kindern besucht wird, davon in Kenntnis gesetzt, daß von nun an auch der Religionsunterricht in rumänischer Sprache zu erfolgen hat.

In Temeschburg wurden am 9. 3. 1936 in der Nacht zwölf Mädel und zwei Burschen, die sich zu einer Geburtstagsnachfeier zusammengefunden hatten, verhaftet. Da auch bei der Hausdurchsuchung nichts Belastendes gefunden wurde, kann man mit einer baldigen Freilassung rechnen.

Südtirol

Wie verlautet, wurden auf Veranlassung des Präfekten von Südtirol acht Südtiroler zur Verbannung von 2 bis 5 Jahren verurteilt. Ferner soll der Präfekt den Verkauf von Glückwunschkarten mit deutschem Text verboten haben.

Tschechoslowakei

Am 24. 2. 1936 hielt der Vorsitzende der SDP, Konrad Henlein, im Deutschen Haus in Prag einen Vortrag über „Die deutschen Kulturaufgaben in der Tschechoslowakei". In den sudetendeutschen Kreisen hat sie große Begeisterung und Zustimmung hervorgerufen. — Die tschechoslowakische Regierung hat aber den Universitäten den Entwurf eines Ermächtigungsgesetzes zugehen lassen, nach dem die Regierung das Vorschlagsrecht für die Ernennung der Professoren bekommen soll. Das bedeutet praktisch die Aufhebung der deutschen Hochschulautonomie. In Zukunft würde dann nicht mehr das fachliche Können ausschlaggebend für die Einberufung zur Hochschule sein, sondern die Einstellung zur jeweiligen Regierung. — Auch das ist eine Antwort auf die Henleinrede!

Die Brünner Studentenschaft schickte eine Abordnung mit einer Denkschrift an das Schulministerium, um Einspruch gegen die starke Kürzung der staatlichen Hilfe für die sudetendeutschen Studenten zu erheben, denn im Jahre 1933 erhielt die Brünner Universität 70 000 Kronen Zuschuß und im Jahre 1936 nur 12 000 Kronen. Das Schulministerium verwies die Abordnung an das Fürsorgeministerium, von hier aus ging es zum Finanzministerium — keiner war zuständig! Ja, wer fühlt sich überhaupt verantwortlich in der CSR für die große Not der Sudetendeutschen?
Aus allen anderen Verfügungen sieht man ebenfalls das gleiche Wollen: Vernichtung des Sudetendeutschtums! — Aber Kampf stärkt die Glieder!

1. In sieben deutschen Gemeinden, in denen die Not am schrecklichsten herrscht, wurde die sudetendeutsche Volkshilfe verboten. Ebenfalls wurde das Verkaufen von Spendeabzeichen, die in der Heimindustrie hergestellt wurden, nicht mehr gestattet. Trotz alledem hat die sudetendeutsche Volkshilfe in 8½ Monaten 12 000 000 Kronen aufgebracht, um die schreckliche Not des Winters zu lindern. Das ist ein Beweis für den Lebenswillen der Sudetendeutschen.
2. In Hultschin wurde der Privatunterricht verboten. Somit wollte man die deutschen Eltern zwingen, die Kinder in die tschechische Schule zu schicken. Die Eltern, die sich widersetzten, wurden wegen Pflichtverletzung zu hohen Geldstrafen verurteilt. Wer nicht zahlen konnte, mußte zusehen, wie sein letztes Vieh versteigert wurde!
3. Nach langer Zeit ist endlich der Prozeß gegen die 18 Sudetendeutschen, die wegen staatsfeindlicher Geheimbündelei angeklagt waren, beendet worden. Die Angeklagten wurden zu schweren Kerkerstrafen verurteilt.

Am 4. März 1919 starben 58 Sudetendeutsche für ihre Heimat. Während dieser Tage des Jahres 1919 versammelten sich die Deutschen der Sudetenländer in allen Städten und Dörfern, um sich gegen die gewaltsame Einverleibung in den tschechoslowakischen Staatsverband zu wehren. Sie bekannten sich zum Deutschtum und forderten auf Grund der Versprechungen Wilsons das Selbstbestimmungsrecht. — Sie sind nicht tot, nein, sie sind Vorkämpfer und Wegweiser für die Zukunft.

Streiflichter

Schlamassel, Stuß und Dalles

Der Kampf um Reinheit unseres völkischen Sprachschatzes ist heute zu einer verpflichtenden Sache der gesamten Volksgemeinschaft geworden. Als ein Quell unseres Volkstums und als Ausdruck deutscher Wesensart bedarf unsere Muttersprache treuer Wartung und gewissenhafter Reinigung von all den fremden Eindringlingen, die in Zeiten nationalen Niederganges übernommen worden sind. Doch auch heute vergessen viele, daß es neben überflüssigen lateinischen, französischen und griechischen Fremdwörtern auch eine ganze Anzahl von Wörtern hebräischen Ursprungs gibt, die sich in unsere Umgangssprache eingeschlichen haben.

Das Judentum beherrschte Jahrzehnte hindurch das deutsche Wirtschafts- und Geschäftsleben. Zeugnisse dieses jüdischen Geschäftsgeistes sind zahlreiche Ausdrücke und Redensarten, die noch heute gedankenlos nachgeplappert werden. Da redet einer von der Pleite, ein anderer vom Dalles oder vom Massel oder von seinem Gegenteil, dem Schlamassel. Alle diese Bezeichnungen sind der hebräischen Sprache entnommen. Versucht jemand, dieses jüdische Kauderwelsch auszurotten, so wird er womöglich noch mit dem ebenfalls hebräischen Wort „meschugge" bedacht oder als „Kaffer" bezeichnet, was übrigens nichts mit afrikanischen Negerstämmen zu tun hat, sondern von dem hebräischen Wort „Kofer" herstammt. Kofer heißt Dorf (hiervon „Kaff"), und der Kaffer ist der Dorfbewohner, den jüdischer Geist bezeichnenderweise gleichsetzt mit einem einfältigen, dummen Menschen. Der jüdische Händler und der Bauer — das sind freilich gewaltige Unterschiede.

Jüdisch sind natürlich auch „Schmus" und „Stuß" sowie die ebenfalls sehr kennzeichnende und dem deutschen Wesen fremde Redensart vom „Schmumachen" (ein Schwindelgeschäft treiben). Der Volksmund wendet für eine Strafe gern den Ausdruck „verknacken" an. Das ist nur scheinbar ein deutschstämmiges Wort. Denn es ist abgeleitet von verknassen, einer Bildung aus dem hebräischen „Knast" = Strafe. Die Redensart „jemand uzen" (zum Narren halten) findet ihren Ursprung gleichfalls in einem jüdischen Wort.

Bekannt ist, daß ein großer Teil der Gaunerausdrücke in hebräischen Worten wurzelt. Der Gannove (vom hebräischen ganfen = stehlen) übernahm diese fremden Sprachbildungen und formte sie nach deutschen Sprachgesetzen um. Da finden wir zum Beispiel die auch in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangenen Wörter: Gannef, Gedibber (Schwätzerei), mies, vermasseln, schofeln und andere. Jüdischen Ursprungs sind ferner: Mischpoke, koscher, schäkern, schachern, Tohuwabohu, mauscheln, acheln (essen), Reibach (Verdienst), Kalle.

Es ist wahrlich an der Zeit, daß der sprachliche Ursprung all dieser Wörter und Ausdrücke allgemein erkannt wird. Das deutsche Volk besinnt sich heute auf seine rassischen Werte und ihre Notwendigkeiten. Aber auch die Sprache steht in engem natürlichen Zusammenhang mit Rassenseele und Volkheit. Es gilt darum, den jüdischen Einfluß nicht nur von unserem wirtschaftlichen und kulturellen Leben abzuschütteln, sondern ihn auch aus unserer Sprache für immer auszuschalten. Das ist aber nicht allein eine Angelegenheit der Aufklärung, sondern vor allem eine Aufgabe der Selbsterziehung des einzelnen. So wollen vor allem wir Mädel sorgfältig auf unsere Umgangssprache achten und uns gewöhnen an ein reines, fremdwortfreies Deutsch!

UNSERE BÜCHER

Der Weltfriede gegen das deutsche Volk.
Von Dr. Eberhard Faden. Verlag Ferdinand Hirt, Breslau. 144 Seiten, brosch. 1 RM.

Dieses Heft gibt uns in knapper, leicht faßlicher Form das nötige Wissen, das wir brauchen, um den Vertrag von Versailles und seine Auswirkungen auf das Leben unseres Volkes ganz zu verstehen. Das ständige Ineinandergreifen von Außen- und Innenpolitik wird hier an Hand von zahlreichen Bildern und Kartenskizzen klar herausgestellt. Das Buch umfaßt den Zeitraum von der Annahme von Wilsons Waffenstillstandsbedingungen bis zu Deutschlands Austritt aus dem Völkerbund und der Gründung der neuen Wehrmacht.

Die unbequeme Frau.
Von Hanna Krüger. Verlag Hans Bott, Berlin-Neu-Tempelhof. 196 Seiten; geb. 6,50 RM.

Leben, Arbeit und Kampf einer bekannten deutschen Abgeordneten sind in diesem Buch festgehalten. Wir bekommen einen umfassenden Ueberblick über ihre Studienzeit in Paris und Zürich, ihr Wirken auf einer Frauenhochschule in England und ihren Einsatz für die Frauenbewegung und das Frauenstimmrecht auf Vortragsreisen und Kongressen in Amerika, Afrika und fast allen Ländern Europas. Aus Briefen und Tagebuchaufzeichnungen sprechen Beobachtungen über die lange vor dem Krieg fortschreitende Einkreisung und Vereinsamung Deutschlands, das Wühlen und Hetzen des Allslawentums, das furchtbare Treiben des internationalen Judentums.

Schöpferische Gestaltung der deutschen Volkskunst.
Von Grete Dircks. Verlag Otto Maier, Ravensburg. 93 Seiten; kart. 2,75 RM.

Schöpfungen alter deutscher Volkskunst werden hier in Bild und Text dargestellt. Wir sehen Keramik, Weberei, Schnitzerei, Metallarbeiten, Stickereien, fast alle handwerklichen Techniken. Besonders wertvoll ist der Hinweis auf die symbolische Bedeutung von immer wiederkehrenden Motiven in der Volkskunst, der uns die Verbindung von der Gegenwart zu arischem oder germanischem Kulturgut zeigt. Das Feine an diesem kleinen Buche ist, daß es nicht eine mehr oder weniger vollständige Sammlung volkskundlichen Stoffes bringt, sondern gleichzeitig versucht, aus dem Geiste alter, bodenständiger Volkskunst heraus kulturschöpferisch für die Gegenwart zu wirken.

Die Aufnahme auf Seite 5 erhielten wir von Erich Retzlaff, die Aufnahme auf Seite 18 wurde uns von der Presse-Bildzentrale zur Verfügung gestellt. Das Gedicht auf Seite 23 entnahmen wir dem bekannten Buche „Rufe in das Reich", Verlag Junge Generation, Berlin.

„Das Deutsche Mädel" erscheint einmal monatlich. Bezugspreis 20 Pf. je Ausgabe. Herausgeber: Bund Deutscher Mädel in der HJ, Berlin; Hauptschriftleiterin: Hilde Munske, Berlin. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Karl-Heinz Möhle, Hannover. — Verlag und Druck: Niedersächsische Tageszeitung G. m. b. H., Hannover M, Georgstraße 33, Fernruf 5 04 41. DA. 1. Vj. 36: 151 597, davon Obergau 3 (Berlin) 9783, Obergau 7 (Nordsee) 8643, Obergau 8 (Niedersachsen) 6654, Obergau 13 (Hessen-Nassau) 8344, Obergau 14 (Kurhessen) 4302, Obergau 15 (Mittelland) 5075, Obergau 16 (Sachsen) 19 395, Obergau 18 (Franken) 2032, Obergau 23 (Mittelelbe) 4890, Obergau 24 (Mecklenburg) 6748 — außerdem MA. Obergau 5 (Pommern) MA. 8000, Obergau 10 (Ruhr-Niederrhein) MA. 12 000, Obergau 11 (Mittelrhein) MA. 5000, Obergau 25 (Saarpfalz) MA. 6000. — Pl. 4.

Diese Ausgabe erscheint in einer Auflage von über 200 000 Exemplaren.

Obergau 10, Ruhr-Niederrhein

Kameradinnen!

Wir haben in unserem Obergau die Auflagenhöhe für „Das Deutsche Mädel" erreicht, die nötig ist, um eine Sonderbeilage zu erhalten, und wir werden uns bemühen, sie noch weiterhin zu erhöhen.

Wir sind stolz darauf, denn nun werden wir neben allen anderen Berichten aus dem Reiche die Arbeit unserer Mädel von Ruhr-Niederrhein erleben.

Wir lernen die Vielgestaltigkeit der Landschaft und der Menschen unseres Obergaues kennen. Wir sehen die Schönheiten des Bergischen Landes mit seinen schmucken Schieferhäusern und seinen beharrlichen und treuen Menschen, dem breit dahinströmenden Niederrhein, der das flache grüne Land durchschneidet, wo am Horizont Himmel und Erde zusammenstoßen, und das nur von knorrigen Weiden oder schlanken Pappeln unterbrochen ist. In diesem Land leben verschlossene Menschen, die schwer und ruhig sind wie die Landschaft selbst. An der Ruhr glühen die Hochöfen, qualmen die Schornsteine, stampfen die Maschinen. Hier ertönt das Lied der Arbeit im hämmernden Rhythmus. Hier packt der stolze Mensch das Leben mit beiden Händen und zwingt die Natur nach seinem Willen.

In diesem „Ruhr-Niederrhein", welches wir lieben, weil es deutsch ist, steht das Mädel als Jungbäuerin, als Verkäuferin in den vielen Großstädten, als Jungarbeiterin in den Fabriken. Dieses Mädel trägt bei all seiner Eigenart die Züge, die heute jedes deutsche Mädel im Reich trägt, die Züge des aufrechten, stolzen und frohen Mädels, das bei aller Arbeit wieder lachen und singen kann, weil es die Ehre und das Glück hat, sein Leben dienend unter die Idee des ewigen Deutschlands zu stellen.

Die Führerin des Obergaues 10
Jutta Rüdiger, Gauführerin.

Unsere Heimat Ruhr-Niederrhein

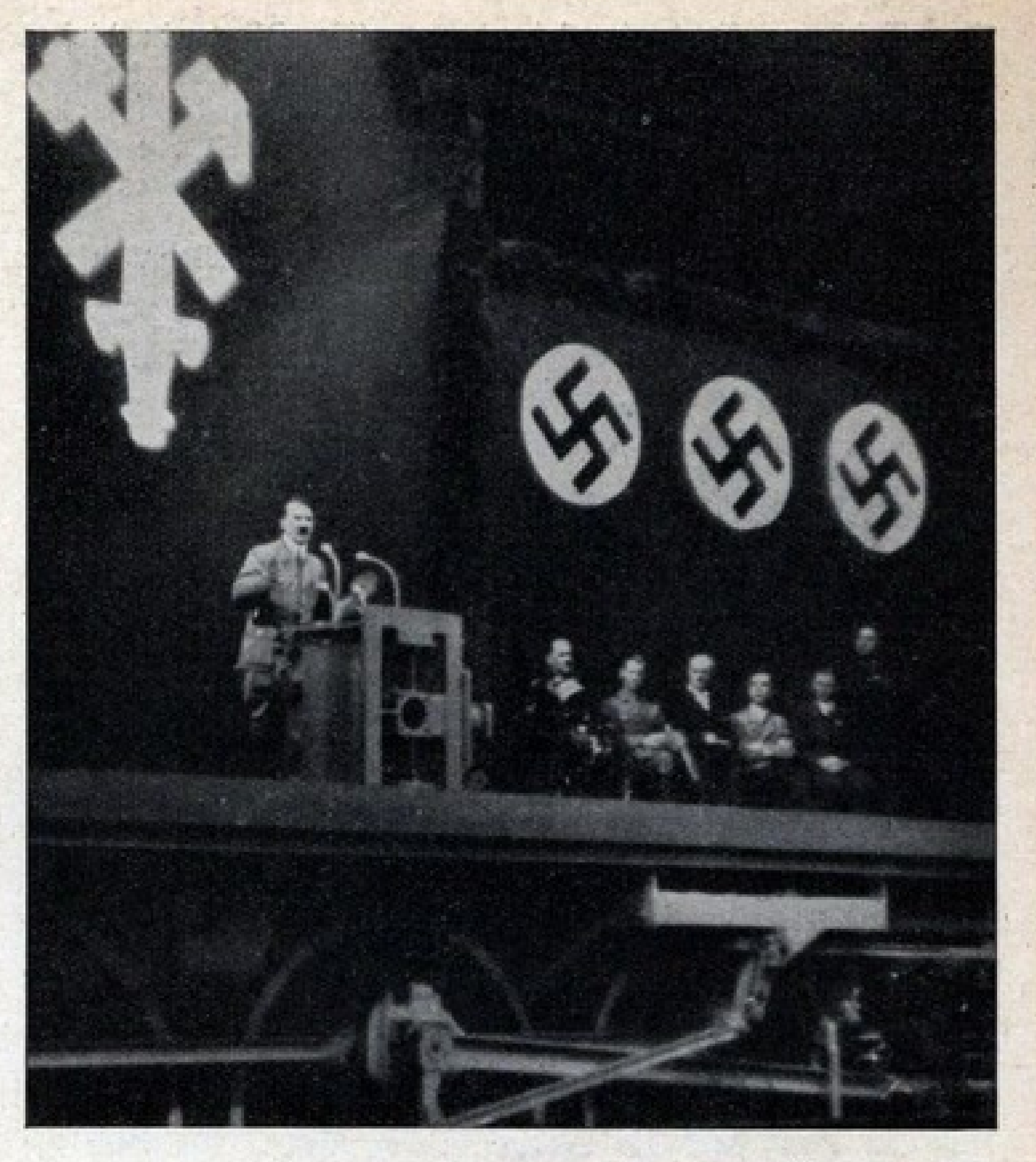
Die Grundlage unseres Daseins und damit unseres Volksseins ist unsere deutsche Landschaft, unsere deutsche Erde, und hier in erster Linie unsere engere Heimat, unser Obergau Ruhr-Niederrhein.

Heimat umfaßt Landschaft und Volk in der gesamten Wechselwirkung. Eine jahrzehntelange Entfremdung und Abkehr von diesen natürlichen Werten hatte eine allgemeine seelische Verarmung zur Folge und führte zum Brachliegen wertvollster Kräfte.

Wir aber bekennen uns zu unserer Heimat, weil wir in ihr die Wurzel unserer Kraft sehen und erhalten wollen.

Was uns die niederrheinische Heimat von ihrem Werden und Aufbau erzählt, wie pflanzliches und tierisches Leben, vom Boden und Klima abhängig, sich ausbreitete, wie der Mensch den Raum in Besitz nahm, ihn mit seinem Leben und seiner Arbeit gestaltete, all dies wollen wir uns zu eigen machen. Wir wollen die kleinen und großen Zusammenhänge erkennen, um daraus für unser Handeln in der Zukunft zu lernen.

Von der Vorgeschichte bis zur heutigen Großstadt- und Industriegestaltung umspannen wir einen rund 4000jährigen Lebens- und Kulturkreis einer Landschaft, die — wie kaum eine andere — durch alle Zeiten und Völker hindurch der Brennpunkt heißester Kämpfe und wichtigster Geschehnisse war. Kaum ein anderes Gebiet unseres deutschen Lebensraumes hat so



Der Führer spricht in den Kruppwerken

durch Jahrtausende hindurch in vorderster Front gestanden nach Westen und Osten, und kaum eine andere Landschaft ist so entscheidend beteiligt an der Gestaltung des Deutschen Reiches und an der endlichen Volkwerdung aller deutschen Stämme, wie die Westmark — wie das Rheinland und das damit auch unser Gebiet Ruhr-Niederrhein.

Jahrtausende alte Heerwege, Völkerstraßen und Handelswege durchkreuzen oder begleiten heute wie früher die Grenzen unseres Gebietes.

In unserer Landschaft stießen die von Süden kommenden Kelten und die von Nordosten eingewanderten Germanen aufeinander und kämpften um Land und Lebensraum.

Hier am Niederrhein, an Ruhr und Lippe, zerbrach die römische Weltmacht am germanischen Widerstand.

Am Niederrhein waren jahrhundertelang Grenzkämpfe zwischen Franken und Sachsen, bis durch das Blutbad an der Aller der Widerstand der Sachsen endgültig zerbrochen war.

Vom Niederrhein zogen Mönche und Bauern gen Osten, um dort den verlorenen Raum dem Deutschtum wiederzugewinnen.

Der Niederrhein zeigt aber auch in den folgenden Jahrhunderten die Ohnmacht der deutschen Kaiser, das Auseinanderfallen des Reiches in kleine und kleinste Territorien.

Unsere Westmark ist durch die Jahrhunderte unerschütterliches Bollwerk gewesen gegen fremdes Wesen, so auch in den Jahren der Nachkriegszeit, als fremde Truppen Wacht am deutschen Strom hielten.

Wir Mädel erkennen unsere Aufgabe: Hüter zu sein des deutschen Wesens an des Reiches Westgrenze.

Der Führer in Essen

Wir bauen am Reich!

Der Deutsche ist der Faust unter den Völkern, sagt man oft. Immer hat er das Sehende, Strebende in sich gehabt. Er zog nach dem Süden, um neue Reiche zu gründen, er griff mit starker Hand in das Rad der Geschichte, er ist der Mensch der Reformation, der Mensch, der Himmel und Erde mit seinem Geist erstürmen will. Mit diesem faustischen Streben sehnt der deutsche Mensch sich nach dem Reich.

Das Reich, es liegt ein bedeutungsvoller Klang in diesem Wort, das Reich — es ist die Weihstatt, in der die heiligen Feuer unserer Dichter brennen, es ist die Glocke, mit der unsere Musiker ihre Melodien in die Welt dröhnen lassen. Das Reich ist überall dort, wo der Forscher sich unermüdlich plagt, ist dort, wo Kunst geschaffen wird, wo unsere Dome ragen und wo von der Arbeit des deutschen Menschen die Schlote der Zechen und Fabriken rauchen. Das Reich ist überall dort, wo deutsche Herzen schlagen und deutsche Zungen sprechen. „Das Reich", sagt der Dichter Joseph Magnus Wehner, „ist die ewige Ordnungswelt des Deutschen im Irdischen, das ist die Erfüllung und Weltwerdung unseres innersten Wesens!"

Noch ist das Reich nicht vollendet, noch bauen deutsche Menschen an seiner Verwirklichung. Jeder, der den Glauben an das heilige Reich in sich trägt, mag er an Maschinen stehen, mag er Tag für Tag hinter dem Schreibtisch Pläne des Aufbaues denken, sie alle haben Anteil am Schaffen des Reiches.

Noch niemals haben wir stärker den Begriff des Reiches, der Einigkeit unseres Volkes erlebt als an dem Tage, da der Führer in der Krupphalle zu uns sprach.

In der Krupphalle

Endlich haben wir die Halle erreicht. Es hat ein Stück Arbeit gekostet, sich durch die menschenüberfüllten Straßen zu drängen — aber das scheint uns nichts, denn jetzt werden wir den Führer während seiner ganzen Rede sehen dürfen.

Kopf an Kopf steht die Menge in der Halle. Wo sonst die Motoren sausen und der Arbeiter seine tägliche Arbeit verrichtet, ist heute ein Volk angetreten. Die Arbeit ruht für diesen Tag, aber trotzdem macht diese riesige Halle doch den Eindruck einer Arbeitsstätte.

Nicht weit von unserem Platz erhebt sich etwas über die vor Erwartung gespannte Menge der Grundbau einer Lokomotive. Von dort wird in einer Stunde der Führer zu uns sprechen, nach dort wird bald das Ohr der ganzen Welt gerichtet sein. Irgendein Arbeiter neben mir spricht eben diesen Gedanken aus. Aus dieser Stätte der Arbeit wird der Führer seine Ideen der ganzen Welt vermitteln — und wir dürfen das miterleben. „So war es nicht immer", erzählt der Arbeiter weiter. „Ich denke noch an die Kundgebung Anfang April 1932 in Steele, wo auch der Führer sprach. Verbot! Nur in Windjacken durfte die SA damals antreten, und nach der Kundgebung konnte jeden der Haß der Andersgesinnten treffen!"

Ganz hinten in der Halle beginnt die Menge zu jubeln. Der Führer kann doch noch nicht hier sein. Wir recken die Hälse. Da kommt Dr. Goebbels langsam über den erhöhten Laufsteg. Nun kann es nicht mehr lange dauern, denn wir wissen, daß Dr. Goebbels gekommen ist, um hier bei uns seine Arbeit zu verrichten: die Rundfunkreportage zu sprechen.

Immer unruhiger wird die Menge. Ein Summen vieler Stimmen steht in der Luft, man achtet kaum noch auf die Musik, alle paar Minuten wird die Uhr gefragt, ob der Führer nicht —

Da bricht der Jubel plötzlich los. Die Klänge des Badenweiler Marsches gehen unter im Jubel der Menge. Die Halle dröhnt, tausendfach bricht sich das Echo an den Pfeilern und Wänden der Maschinen.

Der Führer ist da.

Ruhig und sehr ernst schreitet er über den Steg. Seine Hand erhebt sich zum Gruß. Adolf Hitler grüßt das schaffende Ruhrvolk, grüßt uns alle, Männer und Frauen, Jungen und Mädel.

Wir jubeln, wir rufen, wir recken die Hände.

Ruhig steht der Führer da, er schaut über uns hinweg, lächelt, weil ein Mädel ihm Blumen reicht, und geht dann weiter — zu seiner Arbeit.

Der Gauleiter spricht und Krupp von Bohlen und Halbach. In der weiten Halle aber warten Hunderttausende auf das Wort Adolf Hitlers. Und dann tritt der Führer vor das Mikrophon. Wieder brandet der Jubel auf, es will nicht still werden.

Dann beginnt der Führer. Er schildert das Ringen um die deutsche Seele. Wie er mit wenigen den Kampf begann und welch ungeheurer Glaube dazu gehörte, ihn zu Ende zu führen. Er zeigt sein Ringen um die deutsche Freiheit, um deren letzte Entscheidung es jetzt geht. Ernste Worte sind an die fremden Staaten gerichtet. Frieden, ja, den wollen wir alle, aber einen Frieden, der auch unsere Ehre wahrt! Da jubeln die Arbeiter auf, sie müssen dem Führer zeigen, wie gläubig sie hinter ihm stehen.

Der Führer hat geendet.

Noch einmal brandet der Jubel durch die große Maschinenhalle. Noch einmal schreitet der Führer durch das Spalier erhobener Hände. Wir sehen ihn ganz nah. Nicht mehr so ernst ist er, wie eben, als er die Halle betrat.

Wir möchten allein sein, um alles zu fassen, um uns darüber klar werden zu können, daß wir eben das Größte erlebt haben, das ein Volk erleben kann: Die Einigkeit und Geschlossenheit einer ganzen Nation, die nicht nur bedingungslos an ihren Führer glaubt, sondern bereit ist, wie ein Mann für diesen Glauben einzustehen.

Jugendfilmstunden des BDM mit Scherenschnittfilmen

Die Hitler-Jugend hat sich den Film für die Ausgestaltung der Schulungsarbeit vollkommen dienstbar gemacht. Fast jeden Samstag und Sonntag finden in den einzelnen Orten Jugendfilmstunden statt. Gerade der Samstag und Sonntag werden bevorzugt, weil für die Pimpfe und Jungmädel der eine Tag Staatsjugendtag ist, während der Sonntag für die Hitlerjungen und BDM-Mädel Freizeit bedeutet. Doch auch die anderen Wochentage stehen oft im Zeichen der HJ-Filmarbeit.

Der BDM hat sich sehr schnell auch mit diesem Gebiet vertraut gemacht. Es ist nicht ganz einfach gewesen, durch die vielen Paragraphen und Verordnungen, die das Filmwesen betreffen, durchzukommen, aber gerade die etwas größere Mühe hat uns Freude gemacht, und heute können wir sagen, daß wir schon oft Filmstunden mit Erfolg durchgeführt haben.

Der erzieherische Wert der Jugendfilmstunde wurde schon im vorigen Jahr durch den Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung herausgestellt, der in einer Verordnung vom 8. August 1936 bestimmte, daß wenn ein Film im Rahmen der Jugendfilmstunde der HJ gezeigt worden ist, er für die Schulveranstaltung nicht mehr in Frage kommt. Auf diese Art kann verhindert werden, daß Schüler einen Film mehrmals sehen.

Die Filmstunden des BDM sind in der Gestaltung anders als jede Filmveranstaltung in den Kinos. Wir wollen nicht einfach den Film über die Leinwand laufen lassen. Wie in allen Dingen unserer Arbeit, bringen wir auch den Film in engere Beziehung zu uns. Ein passendes Lied, kurze Worte der Führerin weisen auf die Bedeutung des Filmes hin. Es ist auch nicht gleich, ob ein Mädel allein ins Kino geht oder ob sie in der Gemeinschaft gleichgesinnter Kameradinnen über den Film sprechen kann.

Nicht jeder Film taugt für die Vorführung im Rahmen einer Jugendfilmstunde des BDM. Wir wollen ja unsere Mädel weltanschaulich ausrichten, es kommen also nur solche Filme in Frage, die wir haltungsgemäß bejahen können. Wir müssen den Mädeln ein Erlebnis mit nach Hause geben, das sie nicht gedankenlos hinnehmen. Sie sollen vielmehr sehen und lernen, was deutsche Filmkunst ist. Daß nur dieser Zielsetzung entsprechende Filme gezeigt werden, ist vor allem auch deshalb wichtig, weil die Jugendfilmstunde die HJ-Veranstaltung ist, die sich auch an die noch nicht in der Hitler-Jugend organisierte Jugend wendet. Unbewußt sollen und werden diese jungen Menschen einen Eindruck unseres Wollens mit nach Hause nehmen.

Die Filme, die wir zeigen, handeln vom Erlebnis des deutschen Lebens, wie die Filme vom Reichsparteitag, vom Bückeberg und vom 1. Mai. Von denjenigen, die vom Reichspropagandaministerium als künstlerisch und staatspolitisch wertvoll anerkannt wurden, liefen die Filme: „Friesennot", „Der Rebell", „Der alte und der junge König" usw.

Während sich die Jugendfilmstunden des BDM an die älteren Mädel wenden, sollen die Märchenfilmstunden die Kinder erfassen. Zum erstenmal im ganzen Reich versuchte der Obergau Ruhr-Niederrhein in Verbindung mit der Gaufilmstelle Essen Märchenfilmstunden durchzuführen. Es mußte eine Möglichkeit bestehen, gerade die nicht erfaßte Jugend irgendwie in unserer Haltung zu beeinflussen.

War da nicht die Märchenfilmstunde ein geeignetes Mittel? In den Märchen ist soviel Volksgut erhalten, das wir den Mädeln nahebringen wollen. Wir wollen sie lehren, hinter den tiefen Sinn der deutschen Märchen zu schauen.

In unseren Märchenfilmstunden werden sich die Mädel eins mit dem Geschehen auf der Leinwand fühlen. Was da auf der Leinwand geschieht, geht uns letzten Endes alles selbst an. Da fällt die Entscheidung über Gut und Böse, da erleben wir das gleiche, was unsere Ahnen zwang, solches zu erzählen.

Woher aber konnten wir Filme bekommen, die uns das Märchen in einer künstlerisch einwandfreien Art zeigten? Die meisten der bestehenden Filme waren nicht geeignet, um sie den Jungmädeln als gute deutsche Kunst vorführen zu können. Die Darstellung zerriß die Stimmung des Märchenhaften, weil die einfachsten, der Handlung entsprechenden künstlerischen Mittel außer acht gelassen waren. Es gab eben bis jetzt noch keinen Verleiher, der der Jugend und der Schulung zum Brauchtum zuliebe einmal Geld in einen künstlerisch wertvollen Märchenfilm gesteckt hätte.

Da stießen wir auf die Scherenschnittfilme Lotte Reinigers. Sie hat es in meisterhafter Art verstanden, die Märchen in ihrer ganzen Lebendigkeit zu verfilmen. Wer zum erstenmal einen Schattenfilm Lotte Reinigers sieht, ist überrascht, daß Scherenschnitte derart graziös und lebendig sein können. Es liegt eine tänzerische Note in dem ganzen Film, eine Stimmung, die an Mozart-Melodien erinnert. Mag der Prinz Achmed — Lotte Reinigers erster abendfüllender Großfilm — sich mit der Wunderprinzessin im Reigen drehen oder mag aus dem harmlosen Baum ein Ungeheuer erwachsen, immer steckt Anmut und Lebendigkeit dahinter. Wer einmal eine solche Jugendfilmstunde erlebte, ist gepackt, nicht allein durch das Können, sondern auch über die Begeisterung, mit der diese Filme von der Jugend aufgenommen werden. Man muß diesen schwarzen Gestalten unbedingt Glauben schenken. Wie schreien die Kinder auf, wenn die Schlange Prinz Achmed in den Abgrund zieht. Die langen, dürren Finger des Zauberers greifen über die Szene, fast meint man, die Hand griff einen selbst — und dann wechselt das Bild vom Positiv ins Negativ. Blitzschnell — was natürlich den Eindruck des Schreckens noch weit vergrößert.

Eines ist nur schade, daß es Lotte Reiniger noch nicht möglich war, einen deutschen Märchenfilm zu schneiden. Gewiß sind ihre Filme alle künstlerisch wertvoll, aber für die Volkstumsarbeit des BDM wären deutsche Märchenfilme das Geeignetste. Wahrscheinlich aber ist das weniger Frau Reiniger zuzuschreiben, als den Verleihern, die nicht das geringste Verständnis für ihre Kunst, geschweige denn für einen deutschen Märchenfilm hatten.

Die erste Filmstunde des Obergaues Ruhr-Niederrhein mit ihren Scherenschnittfilmen in Mülheim sollte ein Anfang sein, um den ganzen BDM auf das Können Lotte Reinigers aufmerksam zu machen. Wenn der BDM es fertig bringt, der Künstlerin ein Publikum zu schaffen, das ihre Filme zu sehen wünscht, und das vor allem nach einem deutschen Märchenfilm verlangt, dann wird sich Frau Reiniger auch den Verleihern gegenüber durchsetzen können. Daß der BDM recht hat, sich an Frau Reiniger zu wenden, zeigte die Veranstaltung in Mülheim, die von den Mädeln und den geladenen Gästen mit Begeisterung und Verständnis aufgenommen wurde.

Lore Weißmüller.

Lotte Reiniger über ihre Arbeit

Das Schattenspiel ist eine alte Volkskunst. Schattenspiele und Marionettentheater gibt es und gab es überall in der Welt, wo Kultur und Kunst eine Stätte hatten. Wenn sie heute in den modernen Kulturstaaten verblaßt und der zeitgemäßeren Leinwand gewichen ist, so ist das kein Grund dafür, warum sich Künstler, die das Talent besitzen, Schattenspiele herzustellen, dieser Leinwand nicht bedienen sollen.

Ich kam zu der Arbeit am Schattenfilm aus einer ursprünglichen Anlage heraus. Ich konnte schon als Kind sehr gut Silhouetten schneiden, aber ich wollte auch Theater spielen. So war das erste Ergebnis, daß ich mit Silhouetten Theater spielte, schon in der Schule!

Dann kam der Film, dessen phantastische Möglichkeiten mich unendlich reizten. In dieser Zeit war es Paul Wegener, der die besten deutschen Filme machte. Ich war, als ich etwa 20 Jahre alt war, ein begeisterter Bewunderer dieser Filme. So war es ein Glückstag für mich, und wie ich heute sehe, ein Wendepunkt in meinem Leben, als es mir gelang, die Aufmerksamkeit Wegeners auf meine Schattenbilder zu lenken.

Er war es, der mich mit einer Gruppe von jungen Künstlern bekannt machte, die eine neue Art von Trickfilmen herstellen wollten. Sie arbeiteten damals im Institut für Kulturforschung in Berlin unter der Leitung von Dr. Hans Cürlis. Dort wurden meine Schattenfiguren zum erstenmal auf einen Tricktisch gelegt, und so wanderte die uralte Schattenspielkunst auf die Leinwand.



Aus der Werkstatt Lotte Reinigers



Das war im Jahre 1919. Seitdem habe ich im wesentlichen nichts anderes getan, als Schattenfilme hergestellt. Es war mein Bestreben, diese Filme immer besser zu machen. Sie wurden reicher in der Ausstattung, vollkommener in der Bewegung — aber im Stil blieben sie sich gleich.

Einen Wendepunkt brachte der Tonfilm. Während vorher die Fabel und das Geschehen als Grundlage der Filme diente, arbeite ich heute mit der Musik. Die Entwicklung wendete sich vom Dramatischen zum Tänzerischen. Ich war zuerst darüber nicht glücklich — aber heute sehe ich größere Möglichkeit im Tonfilm. Film ist eine Kunst der Bewegung. Der reinste Ausdruck der Bewegung aber ist der Tanz.

Im Erfolg meiner letzten Filme, die auf rein bewegungsmäßiger Wirkung beruhen, sehe ich große Möglichkeiten einer neuen Kunstform und arbeite mit Begeisterung daran, sie zu vervollkommnen.

Die Technik der Silhouettenfilme ist sehr einfach. Alles, was man auf meinen Filmen sieht, ist mit der Schere geschnitten. Die Figuren sind aus schwarzem Karton oder dünngewalztem Blei. Die Hintergründe bestehen aus transparentem Papier.

Die Figuren sind aus einzelnen Gliedmaßen zusammengesetzt und durch Drahtscharniere miteinander verbunden, so daß sie alle Bewegungen ausführen können. Die Dekorationen sind aus vielen Lagen Pauspapier geschnitten, um dem Hintergrund Tiefe und Ausdruck zu verleihen.

Wenn Hintergrund und Figuren fertig sind, werden sie auf den Tricktisch gelegt — ein Tisch, der an Stelle der Holzplatte eine Glasplatte hat, die von unten her beleuchtet wird. Das Unterlicht läßt die Scharniere und technischen Hilfskonstruktionen verschwinden und den transparenten Hintergrund als Landschaft erscheinen.

Die Kamera hängt über dem Tisch und sieht von oben auf das Bild herab. Wenn Figuren und Hintergrund in der richtigen Einstellung sind, wird eine Aufnahme gemacht. Das heißt, der Film in der Kamera wird um eine Bildlänge weiterbewegt. Dann schließt die Kamera sich wieder, und ich kann meine Figuren wieder bewegen, wie die Handlung es erfordert.

Eine Sekunde Film erfordert zum Beispiel 24 verschiedene Aufnahmen, ein ruhiger Schritt 12 Sekunden, ein 12-Minuten-Film etwa 15 000 Sekunden.

Die Musik wird aufgenommen, ehe die Bildaufnahmen beginnen. Ein genaues Manuskript dient als Grundlage der Partitur. Wenn die Tonaufnahme beendet, also ein fertiger Tonstreifen vorhanden ist, wird der Ton abgehört, und für den Anfang jedes Taktes werden Zeichen auf den Filmstreifen gemacht. So kann man genau abmessen, wieviel einzelne Aufnahmen für jede Note nötig sind. Das ergibt ein ganzes System von Zahlen, und nun wird solange mit den einzelnen Figuren studiert, bis sie die nötigen Bewegungen ausführen. So entsteht eine Art optisch-mathematisches Manuskript, nach dem die Aufnahmen ausgeführt werden.

Später werden Ton und Bildnegativ gemeinsam kopiert — und der Film ist fertig.

Ich habe meine Filmarbeit mit Märchen begonnen und wünsche mir nichts Besseres, als endlich einmal einen abendfüllenden deutschen Märchenfilm schneiden zu dürfen. Ich war immer mit der Welt der Märchen verbunden und sehe in ihnen mehr Wahrhaftigkeit als in vielen „modernen" Dingen.



So froh

macht ein wohlgelungener

Oetker-Kuchen!

Nach Dr. Oetker's Rezeptbuch „Backen macht Freude" ist das Backen kinderleicht. Ladenpreis 20 Pfennig.

Beteiligen Sie sich auch an dem großen „Oetker-Preisausschreiben" in den Tageszeitungen!



Mit Kaffeekochen fängt man an . .

. . . und hat es bald heraus, daß der Kaffee mit Glücksklee so viel köstlicher schmeckt. Wagt man sich dann an's Kochen von Speisen heran, so stellt man fest, daß dieselbe Glücksklee-Milch sich fabelhaft auch für Suppen, Saucen, Süßspeisen und Kuchen verwenden läßt. Zudem gibt es keinen Verdruß, wenn man immer einen kleinen Vorrat Glücksklee in der Speisekammer hat — Glücksklee hält sich ja unbegrenzt lange in der geschlossenen Dose — und unerwartete Gäste empfängt man freudig, ohne in Verlegenheit zu kommen. Denn:

Alles glückt mit

GLÜCKSKLEE MILCH

in der rot-weißen Dose



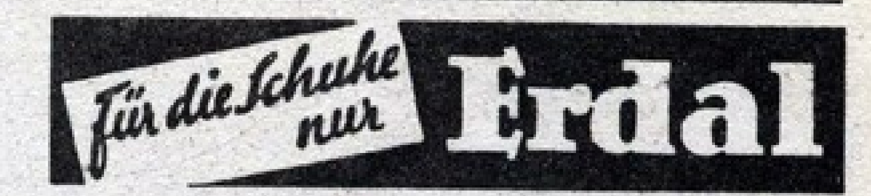


Ausrüstungen
Wanderblusen Gr. 40 RM. 3.25, handgewebte Stoffe, Leinen, geschnitzte Holzschalen, Bast, Keramik, Schmuck, Volkstanz- u. Singebücher, Flöten, Fiedeln, Klampfen, Hordentöpfe, Alu 8 Ltr. 6.50 10 Ltr. 7.50. Alle Sportgerät, Fackeln.
Sonnenhaus
Berlin SW, Annenstr. 1.

Sommersprossen
lkg. Haare, Pickel, Warzen, Muttermale entfernen Sie schmerzl., sicher u. schnell durch **Lamoda.** Hilft a. Ihnen, sonst Geld zurück. Ueber 10 000 Best. d. Empfehlg. Pack. Mk. 1.90 o. Pto. Fehler angeb.! Auskunft kostenlos. Fr. Kirchmayer, Berghausen A 136, Baden.

Beziehe Dich bei Anfragen usw. auf Deine Zeitschrift!





Bärenreiter-Blockflöten
4 RM
einschl. „Blockflöten-Ratgeber" (32 Seiten stark). Für völlige Reinheit i. Klang wird gebürgt. Zehntaus. in HJ u. BDM in Gebrauch. Verlangen Sie den Ratgeber und Werbeblatt Nr. 15 kostenlos. Alleinvertrieb: **Neuwerk-Musikalienhandlung, Kassel-Wilhelmsh.**

Metallbetten
Stahlfeder- u. Auflegematr. Schlafzimm., Kinderbetten a. **Marke EISU**
an alle. Teilzhlg. Katal. frei
Eisenmöbelfabrik Suhl/Th.

Alle Musikinstrumente!
BDM.-Gitarren, Lauten, Blockflöten usw. handgearbeitet. Hauptkatalog 40 gratis! Ratenzahlg.
Max & Ernst Fischer
Werkstätte Markneukirchen
Gegr. 1895

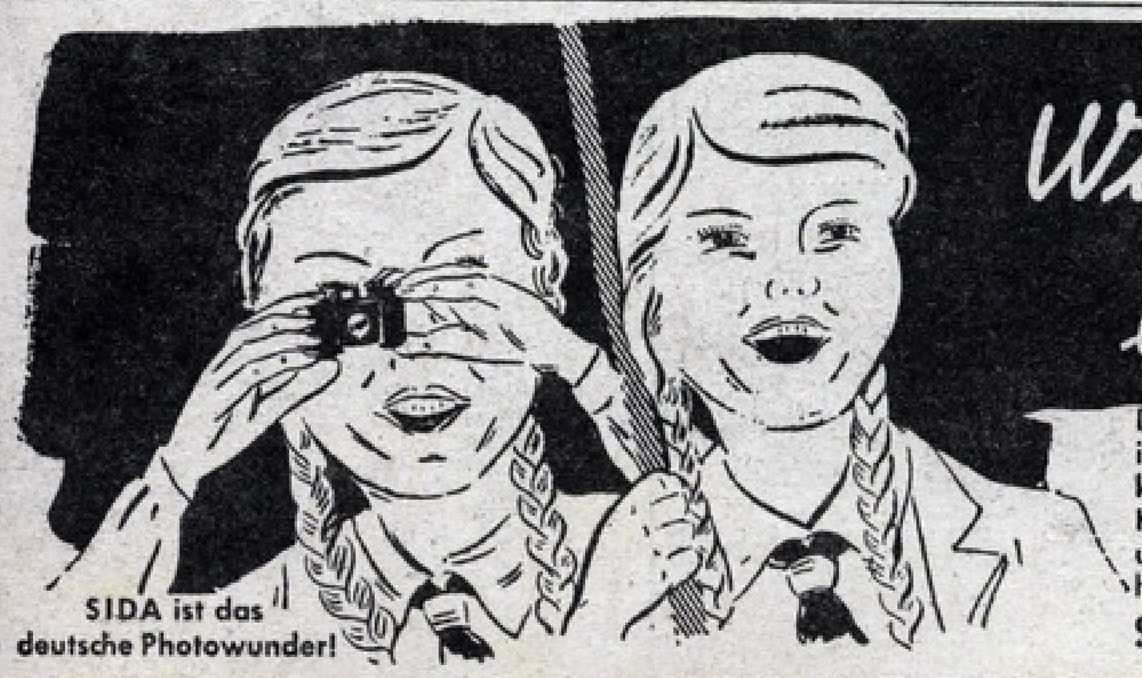
RIM
das große Harmonika-Versandhaus. Verlang. Sie kostenlos unseren lesenswert. Harmonika-Katal. M
MÜNCHEN
Bayerstraße 25.

Regen
Schlupf-Pelerinen M. 4.50-7.50 für Radfahr. u. Wandern
Prospekt 2 u. Stoffm. gratis
Spezialhaus Dresden
D.M. Michel, Mathildenstr.

Beachte die Anzeigen

Ein Kreisamtsleiter spricht über „Das Deutsche Mädel"

Die Zeitschrift gefällt mir recht gut. Sie zeigt ein geschmackvolles Äußeres, eine interessante Aufmachung. Alle Bildwiedergaben sind künstlerisch und technisch einwandfrei. Der Inhalt ist erfreulich vielseitig und abwechslungsreich. Besonders wertvoll aber erscheint mir, daß die meisten Beiträge aus den Reihen der Mädel selbst stammen. Das lädt ein zum Lesen und ermuntert zur eigenen Mitarbeit und damit zu jederzeitiger lebendiger Gestaltung der Zeitschrift und Verbindung mit den Lesern.



Wir haben alle eine SIDA!

Die Sida ist wirklich die ideale deutsche Kleinbildkamera. Sie ist klein und handlich — liefert herrlich scharfe Photos — und kostet nur RM. 1.50 oder RM. 2.50 (je nach Ausführung)! Sida-Kameras und Sida-Fernstecher (auch diese sind erstklassig und sehr billig!) sind in allen einschlägigen Fachgeschäften zu haben. Gegebenenfalls erfolgt Bezugsquellennachweis durch

SIDA G. m. b. H. · Berlin-Charlottenburg 4/12



„Das Deutsche Mädel" gehört auch in Ihren Werbeetat

Sport, Sonne, Massage – Diaderma ist immer dabei, das leistungssteigernde, sonnenbrand-schützende und bräunende Hautfunktionsöl. Prob. v. Gottlieb GmbH, Heidelberg 189 P





UNTERRICHT UND AUSBILDUNG

Soziale Frauenberufe

Maria Keller Schule
Thale/Harz

Frauenschule der NS-Volkswohlfahrt
Staatlich anerkannt.

Berufsausbildung
1. Fürsorgerin, Jugendleiterin, Kindergärtnerin und Hortnerin, Kinderpflege- und Haushaltgehilfin

Hausfrauenklasse

Die Schule ist Internat.

Hältst Du Deine Zeitschrift ständig?

Diätschulen

Die Diätschule d. Augusta-Hospitals
Berlin NW 40, Scharnhorststraße 3
angeschlossen an den „Verband für Krankenernährung E. V."
bildet in 1jährigen Lehrgängen (Vorbed. staatlich anerkannte Krankenpflegerin, Haushaltspflegerin oder Gewerbelehrerin) und in 2jährigen Lehrgängen (Vorbed. mittlere Reife, 1 Jahr staatl. anerkannte Haushaltungsschule und 1/2 jähriges Großbetriebspraktikum zur

Diätküchenleiterin

aus. Beginn der Lehrgänge 1. Mai und 1. November. Aufnahmealter: 20.–35. Lebensjahr
Zur Zeit gute Anstellungsaussichten

Kranken- und Säuglingspflege

Deutsches Rotes Kreuz, Schwesternschaft Saarbrücken
nimmt junge Mädchen im Alter von 20–30 Jahren mit guter Schulbildung, schwesterlicher Gesinnung als Schwesternschülerinnen auf. Meldungen mit Lebenslauf, Bild Zeugnissen und Rückporto an die Oberin.
Saarbrücken, Virchowstr. 7

Deutsches Rotes Kreuz
Schwesternschaft Willehadhaus, Bremen, Osterstraße 1. Krankenpflegeschule im eigenen Krankenhaus, stellt evgl. **Lernschwestern** sowie **tüchtige ausgebildete Schwestern u. Säuglingsschwestern,** mit guter Schulbildung ein Alter 20-30 Jahre Meldungen mit Lebenslauf, Bild und Rückporto an die Oberin

Deutsches Rotes Kreuz
Mutterhaus Augusta-Hospital, Breslau X, Blücherstr. 2/4, staatlich anerkannte Krankenpflegeschule, nimmt jederzeit junge Mädchen mit guter Familienerziehung als **Lernschwestern** auf, die über den Abschluß einer gehobenen Schulbildung verfügen. Alter 19 bis 30 Jahre, 3 jährige Ausbildung mit staatlicher Krankenpflegeprüfung. Meldungen an die Frau Oberin mit ausführlichem handschriftlichen Lebenslauf u. Lichtbild. Rückporto

Das **evgl. Mutterhaus zu Bochum-Langendreer** der Westf. Schwesternschaft vom Roten Kreuz nimmt **jg. Mädchen im Alter von 20–28 Jahren** auf, die Liebe zum
Krankenpflegeberuf
haben, (staatl. Examen nach dreijähriger Lehrzeit) gute Allgemeinbildung erforderlich. Bewerbungsschr. mit Lebenslauf an **Frau Oberin Bruhn.**

Die Deutsche Rot-Kreuz-Schwesternschaft
Märkisches Haus für Krankenpflege
(40 verschiedenartige Arbeitsgebiete) nimmt junge Mädchen mit guter Schulbildung als

Lernschwestern

auf. 1/2 Jahr hauswirtschaftliche und pflegerische Vorschule – 2 1/2 Jahre krankenpflegerische Arbeit nebst theoretischer Ausbildung auf allen Gebieten der Krankenpflege. Danach je nach Begabung Spezialausbildungen der verschiedensten Art. Laufende Fortbildung.
Zur Zeit werden auch gut ausgebildete

Probeschwestern

aufgenommen. Anzeigen mit Lebenslauf, Zeugnisabschriften und Lichtbild sind zu senden an
Frau Oberin Port,
Berlin NW 40, Scharnhorststraße 3, Märkisches Haus für Krankenpfl. im Augusta-Hospital

Zur Ausbildung von Schwestern
für die staatlichen Kliniken und Landesanstalten werden am 1. Juli und 1. Januar geeignete junge Mädchen als
Lernschwestern
aufgenommen. Bedingungen: nationalsozialistische Gesinnung der Bewerberinnen und ihrer Familie, tadelloser Ruf, volle Gesundheit, gute Schulzeugnisse, Alter nicht unter 19 Jahren. Ausbildung kostenlos, Taschengeld wird gewährt. Anfragen und Meldungen an die
Staatl. Schwesternschule, Arnsdorf, Sachsen (bei Dresden).

Ostpreußische Frauenschule für Volkspflege, Königsberg (Preußen)
Staatl. anerkannte Ausbildungsanstalt für Fürsorgerinnen.
Der zweijährige Ausbildungslehrgang beginnt Mitte Oktober. Fachliche Vorbildung notwendig.
Auskunft erteilt die Schulleitung Dr. v. d. Trenck, Großer Domplatz 3

Senden Sie uns **bitte rechtzeitig** Ihre Anzeigen-Manuskripte, da wir am **14. jeden Monats** die Annahme abschließen müssen.

Alle Eltern
müssen für
„Das Deutsche Mädel"
interessiert werden

Gymnastik – Turnen



Landwirtschaft – Gartenbau

Gutssekretärin. Aelteste beste, kurze Ausbildg. u. Hilfe zur Stellung. Dir. Küstner, **Leipzig IV, W. 33.**

Kaufe nur beim deutschen Geschäftsmann!

Deutsches Rotes Kreuz Schwesternschaft Oranien
sucht gebildete Lernschwestern ab 20 Jahre. Lebenslauf und Porto an die Oberin.
Wiesbaden, Schöne Aussicht 41

Denkt an die Werbung

● Mutterhaus ● Deutsches Rotes Kreuz Bad Homburg v. d. H. nimmt junge Mädchen i. A. v. 19 bis 25 J. als Schülerinnen für d. Allgem. Krankenpfl. auf. Bedingungen d. d. Oberin.

DEUTSCHES ROTES KREUZ
Städt. Schwesternschaft, Düsseldorf, Moorenstr.
Ausbildung für **aussichtsreichen befriedigenden Frauenberuf** mit Abschlußprüfung bietet die **staatl. anerkannte Krankenpflege- und Säuglingsschwesternschule** in den 10 Kliniken der Medizinischen Akademie Düsseldorf (Städt. Krankenanstalten). Anfragen und Meldungen (mit Rückporto) an Frau Oberin Ledeboer

DR. FRITZ SCHROEDER'S



Bräunt die Haut schnell u. natürlich
Verhütet Gletscher- und Sonnenbrand
Creme und Nußöl
Erhältlich in Drog. und Parfüm.
Preise: 60 Pfg. u. 1 Mark



Deutsche Mädel
die ihr deutsche Hausfrauen werden wollt, stellt deutsche Technik in Euren Dienst! –

Die Phoenix-Nähmaschine ist Euch eine treue Helferin! Sie näht und stickt, um Kleidung und Heim besser und schöner zu gestalten.



Fordert für Eure Ausbildung – Fordert für Eure Werkstätten – Fordert für Euren Haushalt die

PHOENIX aus BIELEFELD

Fordert Prospekte K 101

PHOENIX Nähmaschinen A.-G. Baer & Rempel, Bielefeld

Das deutsche Mädel kauft bei unseren Inserenten!

